



Archäologie Baselland



Jahresbericht 2015

Dokumentationen und Funde

IMPRESSUM

Herausgeber: Archäologie Baselland, Liestal
Redaktion, Layout: Reto Marti
Lektorat: Andreas Fischer
Grafik: Tom – it's fair design! www.tom-ifd.ch
Druckversion: Schwabe AG, Muttenz
Bezugsquelle: Archäologie Baselland
Amtshausgasse 7
CH-4410 Liestal
oder als Download:
www.archaeologie.bl.ch

© 2016 Archäologie Baselland; Bildungs-, Kultur- und Sportdirektion des Kantons Basel-Landschaft

Abbildungsnachweis: sämtliche Fotografien, Zeichnungen und Pläne stammen, wo nicht anders vermerkt, aus dem Archiv der Archäologie Baselland.

Nie genug?

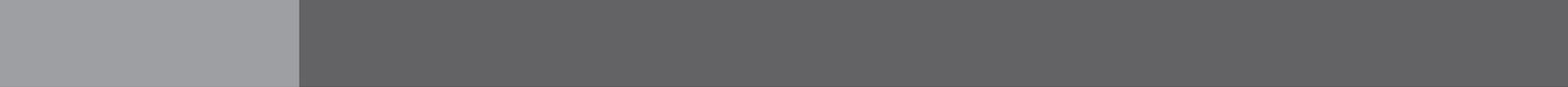
In Zeiten des Sparens sind Optimierungsmöglichkeiten, Besinnung aufs Kerngeschäft und letztlich auch Leistungsverzicht gefragt. Die Archäologie Baselland hat diesbezüglich ihre Hausaufgaben gemacht. Notgrabungen, Bauuntersuchungen, Ruinensanierungen, Objektbetreuung und Dokumentation beschränken sich auf das Notwendigste und werden von einem kleinen Team maximal effizient abgewickelt. Unsere Berichte legen hierfür jährlich Zeugnis ab.

In Zeiten des Sparens kommt trotzdem immer wieder die Frage hoch, ob es Ausgrabungen überhaupt noch brauche. «Die Archäologen wollen stets graben und haben nie genug», hört man zuweilen.

Dazu sind zwei Dinge klarzustellen. Erstens: Die Archäologen wollen nicht, sie müssen. Sie haben den gesetzlichen Auftrag, im Interesse der Öffentlichkeit materielles Kulturerbe, das unmittelbar von Zerstörung bedroht ist, für die Nachwelt zu sichern und zu dokumentieren. Zweitens: Die Archäologen graben nicht, um Scherben und dergleichen zu sammeln. Sie legen Fundstellen frei, um deren Geschichte zu verstehen. Auch ein einzelnes Objekt kann dabei wertvolle Informationen zur Datierung, zum Verständnis der Fundstelle sowie zum Leben der damaligen Menschen liefern. In dem Sinne ist eine archäologische Stätte mit einem Geschichtsbuch zu vergleichen. Auch dort reicht es nicht, einzelne Seiten zu lesen und den Rest zu entsorgen. Zum Verständnis des «Archivs im Boden» braucht es alle Details.

Beispiele, wie Archäologen Jahr für Jahr Geschichte(n) freilegen, finden Sie auf den folgenden Seiten.

Reto Marti
Kantonsarchäologe



Inhalt

Jahresrückblick	4
Fundstellen und Schutzzonen	12
Grabungen und Bauuntersuchungen	22
Fundabteilung	100
Konservierungslabor	126
Archäologische Stätten	136
Dokumentation und Archiv	162
Auswertung und Vermittlung	170
Zeittabelle	200



Jahresrückblick

Das archäologische Jahr 2015 hat einmal mehr deutlich gezeigt, wie breit die Palette an archäologischen Kulturgütern im Kanton Basel-Landschaft ist. Das Spektrum der Entdeckungen reicht vom mehr als 13 000 Jahre alten Rastplatz der letzten eiszeitlichen Jäger und Sammler über eine Kultstätte der Keltenzeit und Siedlungsspuren der Römer bis hin zu Zeugnissen der Wohnkultur des 16.–19. Jahrhunderts und Panzersperren aus dem zweiten Weltkrieg.

Jede einzelne dieser Fundstellen bietet einen vertieften Einblick in das Schicksal von Menschen, die zum Teil vor vielen hundert oder gar tausend Jahren hier ihr Leben bestritten haben. Im Zeitalter globalisierter Dienstleistungsgesellschaften fällt es einem manchmal schwer, sich vorzustellen, dass man noch vor gar nicht so langer Zeit von dieser Landschaft völlig abhängig war. Sie hat einen ernährt (oder auch nicht), bot die Grundlage für einen Lebenserwerb und lieferte alles, was man für ein Dach über dem Kopf benötigt.

Ein besonderer Aspekt sind die Rohstoffe. Bausteine und Tonerden bietet der Jura in guter Qualität. Das haben sich die Menschen früher zu Nutzen gemacht und tun es zum Teil heute noch, man denke an die Keramikindustrie in Laufen. Ein ganz spannendes Thema ist die Eisengewinnung: Im Mittelalter und bis weit in die Neuzeit war Eisen ein begehrtes Material, was selbst die mehrheitlich bescheidenen Erzvorkommen des Jura in den Fokus rückte. Erst ansatzweise zeichnet sich ab, wie wichtig dieser Aspekt für die Gründung von Klöstern, Burgen und das Aufblühen ganzer Siedlungen gewesen sein dürfte, die das Landschaftsbild bis heute prägen. Auch dazu lieferte das Berichtsjahr spannende neue Erkenntnisse.

Reto Marti

<
Dordogne? Nein,
Wachtfels! Der Kanton
Baselland bietet nicht
nur wunderbare Land-
schaften, sondern auch
eine reiche kulturelle
Vergangenheit. Die
2015 bei Grellingen
untersuchte Fundstelle
ist gut 13 300 Jahre alt!

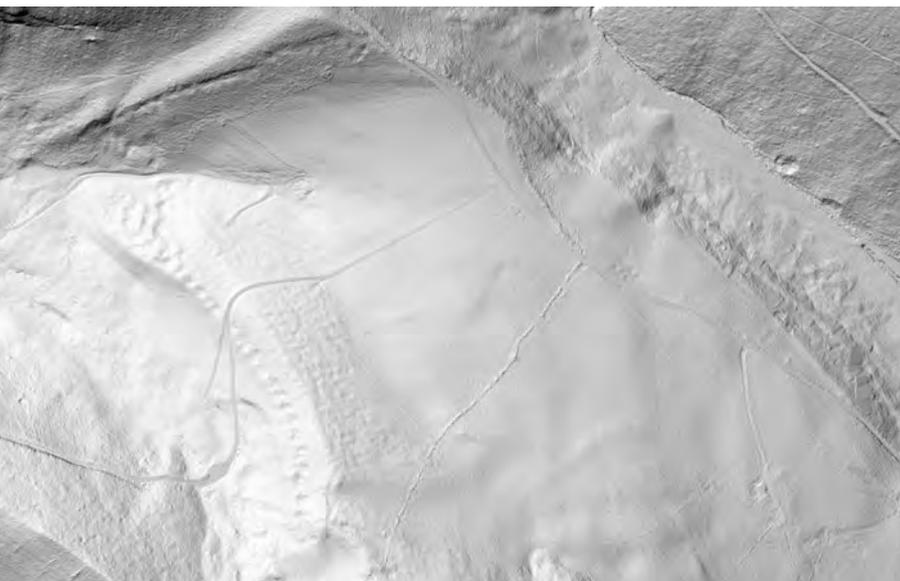
Neue Funde, neue Erkenntnisse

Langenbruck,
Spittelweid. Ganze
Reihen von Gruben,
so genannte «Pingen»,
zeugen von der Erzge-
winnung im Tagebau.

In der Eisenzeit war der namengebende Werkstoff noch ein rares und entsprechend wertvolles Gut. Dies änderte sich mit dem zunehmendem Einfluss der Römer, die mit ihrem ausgeprägten Sinn für Wirtschaft und Handel auch die grossräumige Versorgung mit Rohstoffen organisierten. Grosse Zentren in Gallien und Noricum exportierten

fortan ihr Eisen ins ganze Reich. Mit dem wirtschaftlichen Niedergang des Römerreichs rückte der kleinräumige, regionale Bergbau wieder in den Vordergrund. Die Bohnerz- und Doggererz-Vorkommen des Juras wurden erneut abbauwürdig.

Spuren dieser Eisengewinnung, die vom 5./6. Jahrhundert bis weit in die Neuzeit betrieben wurde, finden sich im Jura allenthalben. Auf den vom Flugzeug aus gewonnenen Scans der Erdoberfläche (LIDAR) sind sie in der Regel gut zu erkennen. Dank der Archäologie lassen sich mittlerweile einige dieser Fundstellen datieren. Ein Neufund in Wahlen ist dabei besonders interessant: Er zeigt, dass die Menschen nach der Römerzeit schon früh bis ins Laufener Becken vorstießen, um an den begehrten und mittlerweile überlebenswichtigen Rohstoff zu kommen. Und die abgelegene Situation der neuentdeckten Burg auf der Mörlifluh ist eigentlich nur erklärbar, wenn wir sie in Verbindung mit den nahe gelegenen, bedeutenden Bohnerzvorkommen der Waldweid in Verbindung setzen.



Die «Archäologie der Ressourcen» ist aber nur ein Thema, das uns im Berichtsjahr intensiv beschäftigt hat. Spannend sind zum Beispiel neue Erkenntnisse zu einigen Burgen, etwa denjenigen um Eptingen und Diegten, deren Bedeutung und Verhältnis zueinander nach wie vor viele Fragen offen lässt. Oder haben Sie sich schon einmal überlegt, wie die Ruinen auf dem Wartenberg in ihrer Blütezeit ausgesehen haben könnten? Michael Schmaedecke ist der Frage bei der Vorbereitung neuer Infotafeln nachgegangen. Seine Erkenntnisse sind beeindruckend. Sie werden staunen!

Neben den Notgrabungen boten auch die Untersuchungen an historischen Gebäuden einige Überraschungen. Erwähnt seien etwa eine prächtige spätgotische Balkendecke in der Mühle von Zunzgen, ein unterirdisches Waschhaus mitten in Liestal oder das Pfarrhaus in Schönenbuch, ein «Import» aus dem Elsass.

Mit der Feldforschung ist der Reigen der neuen Erkenntnisse jedoch längst nicht abgeschlossen. Die Berichte aus Konservierungslabor und Fund-

abteilung zeugen vom spannenden Moment, wenn ein freigelegtes Fundobjekt seine wahren Werte zu offenbaren beginnt. Immer mehr bedeutende Neufunde verdanken wir der guten Zusammenarbeit mit der Bevölkerung und ehrenamtlichen archäologischen Spähern. Diesen Freiwilligen sei für ihre engagierte Mitarbeit besonders gedankt.

Vorhängeschlösser und ein Schlüssel, gefunden vom «Späher» Bruno Jagher beim systematischen Absuchen des Umfelds der Ruine Pfeffingen.



Hohe Last und flexible Kräfte

Temporäre Aushilfen wie Daniel Perez sind eine wichtige Stütze, wenn es um einen schnellen und effizienten Feldeinsatz geht.

Bevölkerungszuwachs und tiefe Zinsen sorgen seit Jahren für eine anhaltend rege Bautätigkeit. Mit dem revidierten Raumplanungsgesetz wird das verdichtete Bauen innerhalb bestehender Siedlungsgebiete gefördert. Weil man dort in der Regel auch schon in früheren Zeiten bevorzugt wohnte, hat dies vermehrte und zum Teil gross-

flächige Eingriffe in die historische Bau- und Bodensubstanz zur Folge. Ein paar Beispiele:

Während des Verfassens dieser Zeilen läuft die Überbauung des 5000 Quadratmeter umfassenden Areals «Hübeli» im Zentrum von Aesch (vgl. Jahresbericht 2014, 76 ff.). In Pratteln werden demnächst rund 12 000 m² im Gelände der römischen Villa «Kästeli» erschlossen (vgl. Jahresbericht 2011, 164 ff.). In Reinach-Nord werden gleich zwei Parzellen mit je rund 8000 m² mittels Zonenplanänderung für die Bebauung freigeben (vgl. Kap. «Grabungen und Bauuntersuchungen»). Und so weiter ...

Mit gerade mal fünf Personen, die sich vier Vollstellen teilen, ist das Grabungsteam der Archäologie Baselland für Aufgaben dieser Grössenordnung viel zu klein. Dank effizientestem Technikeinsatz, vor allem aber dank temporären Einsatzkräften, die zum Teil schon seit Jahren in der Hochsaison einspringen, liess sich die Herausforderung bisher meistern. Der Kanton spart dank der Flexibilität dieser Leute gutes Geld.



Täglich geöffnet: Archäologie als Teil der Landschaft

Die grosse Aufmerksamkeit, die unsere Arbeit in der Öffentlichkeit geniesst, ist Ansporn und Herausforderung zugleich. Der Spardruck bedingt eine Fokussierung auf die engsten Kerngeschäfte. An erster Stelle steht da natürlich die Erhaltung beziehungsweise die Dokumentation der wichtigsten archäologischen Fundstellen vor ihrer Zerstörung. Denn was dann zu kurz kommt, ist für immer verloren.

Anschliessend muss das Gefundene gesichtet, bewertet und in den kulturgeschichtlichen Kontext eingebettet werden. Erst daraus ergeben sich neue Erkenntnisse zum Leben in früheren Zeiten. Und erst diese Zusammenhänge machen die Arbeit der Archäologen so interessant.

Am ergiebigsten sind diesbezüglich Fundstätten, die erhalten bleiben. Sie ermöglichen handfeste Geschichtsvermittlung vor Ort. Seit einiger Zeit arbeitet die Archäologie Baselland daran, die Bevölkerung mittels Website, Infotafeln, Führungen, Flyern und Büchern wie «Ausflug in die Vergangenheit» auf solche Plätze aufmerksam zu machen.

Kultur ist das Fundament, auf dem die Gesellschaft steht und auf das sie baut. Geschichtsstätten als Orte der Erinnerung und der Besinnung sind ein fester Bestandteil der gesellschaftlichen Identität. Nirgendwo lässt sich dies eindrücklicher vermitteln als draussen, dort, wo diese Zeugen zum Teil heute noch zu sehen sind.

Der Bauleiter Jakob Obrecht erläutert einem interessierten Publikum die aktuellen Sicherungsmassnahmen am Wohnturm der Ruine Pfeffingen.



Archäologie und Besucherzahlen: Versuch einer Hochrechnung

A propos Geschichtsstätten im Freien: Archäologie und historische Plätze haben einen hohen gesellschaftlichen Stellenwert, wie die jüngste statistische Erhebung des Bundesamtes für Kultur einmal mehr eindrücklich zeigt. Archäologische Ausstellungen haben grossen Zulauf, Zehntausende tummeln sich jeweils am Augster Römerfest.

Ansturm auf die
Homburg – nicht nur
wie hier anlässlich der
Wiedereröffnung 2010!



Die Region mit ihrem Reichtum an Burgen, Schlössern und malerischen Dörfern hat aber weit mehr zu bieten, und dies nicht nur zu bestimmten Öffnungszeiten. Der kulturgeschichtliche Reichtum ist wesentlich für die Standortattraktivität. Die Menschen suchen in ihrer Freizeit Inspiration mit Tiefgang und finden sie in der Landschaft.

Die Rückmeldungen zur Mörlifluch zeigen: Viele Menschen schnürten spontan die Wanderschuhe und zogen los, um die neuentdeckte Burg zu suchen. Dazu eine kleine Hochrechnung: Grosse Burgen wie Pffeffingen, Homburg, Farnsburg und die Wartenbergburgen ziehen an schönen Wanderwochenenden täglich über 300, an Werktagen um die 100 Leute an. Rechnen wir für die 20 weiteren gut erschlossenen Anlagen mit 50 bzw. 10 und die übrigen rund 50 Plätze mit 10 bzw. 2 Personen, so kommen wir allein für die statistisch zu erwartenden 63 Sommertage auf rund 80 000 Besucher – die restlichen 302 Tage, Schulreisen und dergleichen gar nicht eingerechnet. Real dürften demnach jedes Jahr weit über 160 000 Menschen unsere Burgen und Schlösser besuchen!

Sensible Zeitgenossen und ein Mentor: zum Gedenken an Christoph Oberer

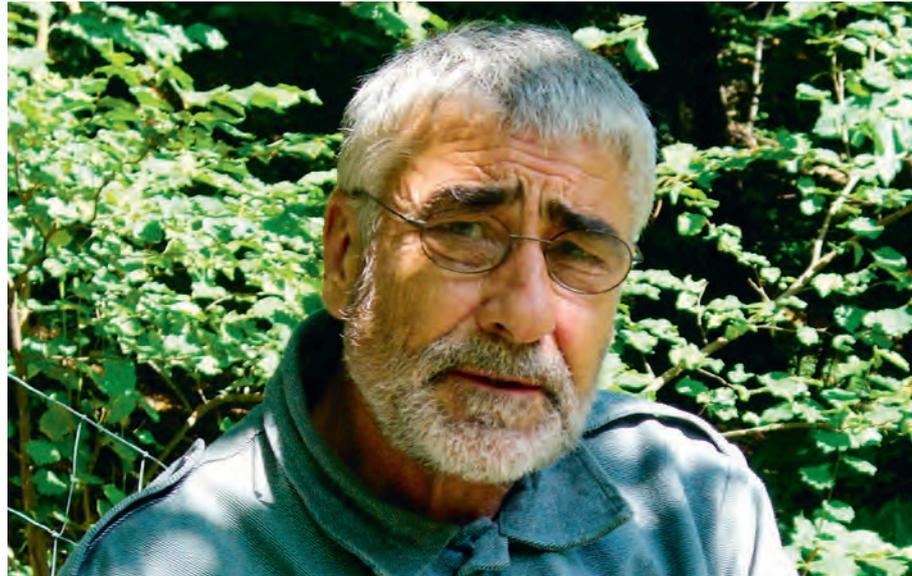
Auch sie sind auf Burgen zahlreich: die Schnecken. Die oft unscheinbaren Tierchen sind sensible Anzeiger der Umwelt und ihrer Veränderungen, auf die sie alles andere als schleichend reagieren. Viele Arten sind heute bereits verschwunden oder stark gefährdet. Schneckenhäuschen oder Fragmente davon lassen sich unter Umständen noch Jahrhunderte später bestimmen. Sie sind deshalb auch für die Rekonstruktion früherer Umwelten und deren Beeinflussung durch den Menschen interessant.

Einer, der dies klar erkannt und seit Jahrzehnten systematisches Datenmaterial dazu gesammelt hat, war Christoph Oberer. Vor kurzem ist er assoziierter wissenschaftlicher Mitarbeiter von Archäologie und Museum Baselland geworden. Es war geplant, anhand des Erdprobenmaterials der Grossgrabung Lausen-Bettenach die Entwicklung der Schneckenfauna vom 4. bis 12. Jahrhundert zu untersuchen und damit seinen Forschungen eine neue zeitliche Tiefe zu geben. Doch der Tod hat uns einen Strich durch die Rechnung gemacht. Christoph Oberer ist nach kurzer schwerer Krankheit mit 62 Jahren verstorben. Wir verlieren mit ihm

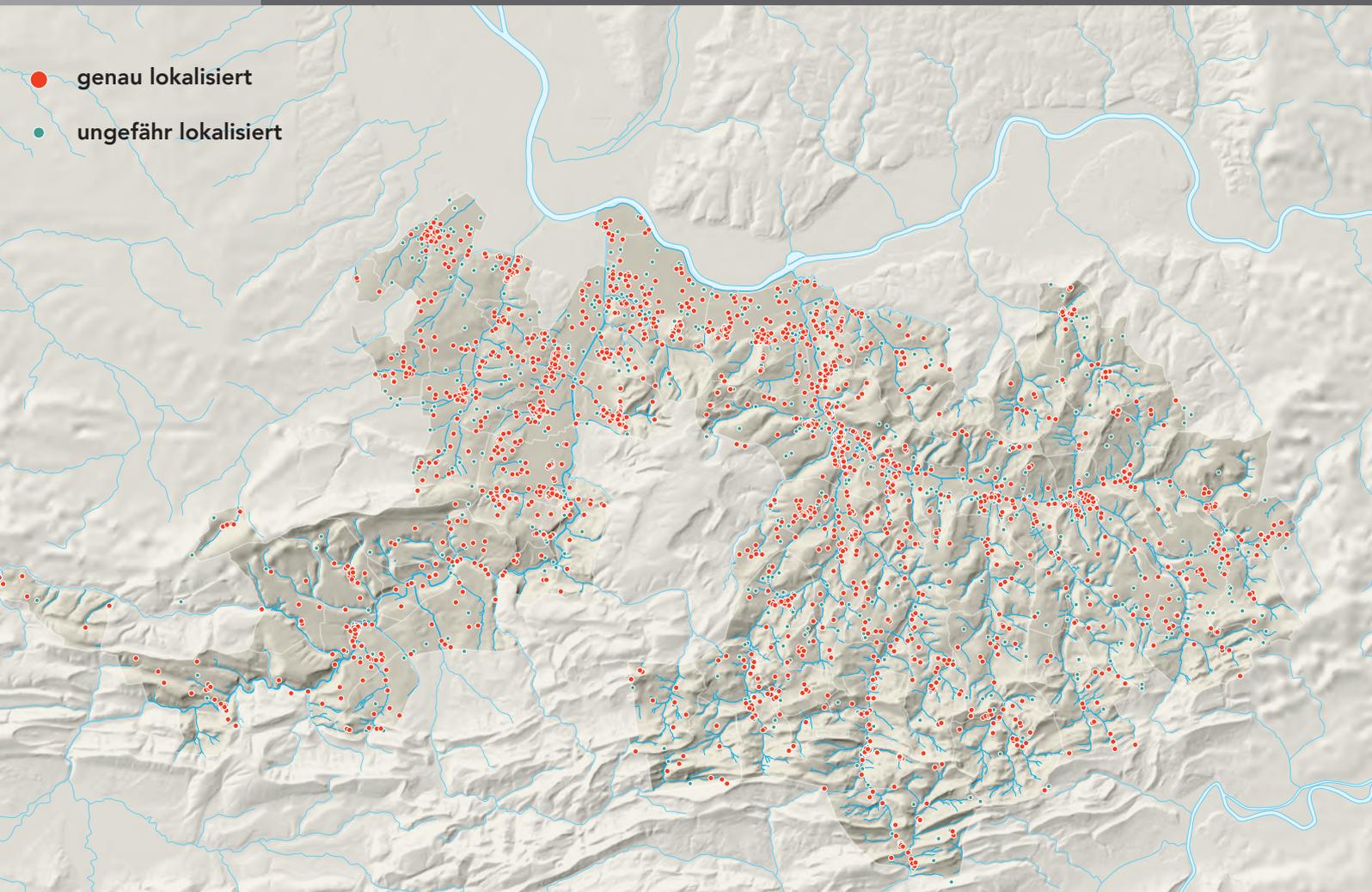
nicht nur einen geschätzten Kollegen und Diskussionspartner, sondern einen profunden Kenner der Schneckenwelt und der Veränderungen unserer Kulturlandschaft, die sich anhand des Verhaltens dieser Populationen nachweisen lassen.

Reto Marti

Christoph Oberer (1953–2015) schaute genau hin, wenn sich Schneckengesellschaften veränderten (Suzanne Oberer).



- genau lokalisiert
- ungefähr lokalisiert



Fundstellen und Schutzzonen

Ende des Jahres 2015 enthielt die Fundstellendatenbank 3773 Dossiers, was einen Zuwachs von 156 Eintragungen gegenüber dem Vorjahr bedeutet. 104 Akten betreffen neue Fundplätze, der Rest wurde aus bereits vorhandenen separiert. In 61 Fällen kamen neue Informationen zu bereits bekannten Stätten hinzu. Wie in den letzten Jahren sind alle Zeitepochen vertreten, wobei aufgrund der bauarchäologischen Untersuchungen die neuzeitlichen Fundstellen etwas überwiegen.

Die neuen Fundstellen wurden durch Meldungen von interessierten und aufmerksamen Bürgerinnen und Bürgern und bei routinemässigen Kontrollen durch die Archäologie Baselland erfasst. Letztere umfassen insbesondere die gezielte Überwachung von Baumassnahmen in Bereichen, in denen archäologische und bauhistorische Befunde zu erwarten waren.

Die Zahl der archäologischen Schutzzonen ist mit 781 gegenüber den beiden Vorjahren gleich geblieben. Hier gilt es nun abzuklären, ob wegen der Neufunde weitere Schutzzonen definiert werden müssen oder ob sie Auswirkungen auf den Perimeter der vorhandenen haben.

Den Bauherrschaften, Architekten und Arbeitern, die vor Ort fachgerechte archäologische oder baugeschichtliche Untersuchungen ermöglicht haben, aber auch den vielen engagierten Sammlern und Forschern, die dazu beitragen, das Wissen über das kulturelle Erbe unseres Kantons zu erweitern und zu bewahren, gebührt unser herzlicher Dank.

Michael Schmaedecke

<

Die Karte zeigt sämtliche bekannten archäologischen Fundstellen des Kantons Basel-Landschaft (ausserhalb der Römerstadt Augusta Raurica).

Baugesuchskontrolle

Bei Baggarbeiten
an der Schelligacker-
strasse in Lausen kam
ein Steinkanal zum
Vorschein.

Im Berichtsjahr wurden 2002 Baugesuche kontrolliert. Liegen die Projekte innerhalb einer archäologischen Schutzzone oder handelt es sich um Baumassnahmen an bauhistorisch wichtigen Gebäuden, ist mit kulturgeschichtlichen Befunden zu rechnen, die vor der Zerstörung dokumentiert werden müssen. In diesen Fällen wurde Einsprache

erhoben. 2015 betraf dies 97 Projekte, was 5 % aller Baugesuche entspricht. Nach den Zusicherungen der Bauherrschaft und der projektverantwortlichen Personen, die Archäologie Baselland rechtzeitig vor Beginn der Bauarbeiten zu informieren und ihr ausreichend Zeit für die Dokumentation eventuell zu Tage tretender archäologischer Befunde zu garantieren, wurden 88 beziehungsweise 91 % der Einsprachen wieder zurückgezogen. Die übrigen 9 % sind auf Grund verzögerter Planungsabläufe noch hängig.

2015 wurden 80 Baustellen überwacht. Sofern bei den Arbeiten archäologische Befunde zu Tage traten, liessen sich diese meist kurzfristig und während des Aushubs dokumentieren. Dies war in sieben Fällen möglich, so dass es dort zu keinen Bauverzögerungen kam. Weitere vier Fundstellen untersuchte die Archäologie Baselland in Absprache mit der Bauherrschaft, ohne dass eine Einsprache erforderlich war. Ausserdem fanden 25 Interventionen in historischen Gebäuden statt: acht als Folge von Baueinsprachen des laufenden Jahres und 14 aufgrund von Projekten aus den Vorjahren.



Zwölf Fälle wurden nach frühzeitiger Absprache mit der Bauherrschaft ohne Einsprache untersucht.

Mehrmals haben sich die Bauherrschaften bereits vor dem Einreichen des Gesuchs mit der Archäologie Baselland in Verbindung gesetzt, um abklären zu lassen, ob eine Ausgrabung oder eine Bauuntersuchung erforderlich ist und wie diese durchzuführen wäre. Dank genauer Absprachen liess sich der Bauablauf in einzelnen Fällen auf die erforderlichen archäologischen Dokumentationen abstimmen, was Bauverzögerungen vermied.

Auch wenn die Zusammenarbeit mit den Bauherrschaften insgesamt in gutem gegenseitigem Einvernehmen verlief, gab es auch in diesem Jahr wieder Fälle, in denen sich die Zuständigen nicht an die Auflagen der Baubewilligung hielten und in archäologisch sensiblen Gebieten ohne Absprache und damit unbewilligt Bodeneingriffe vornahmen. In diesem Jahr war dies bei 9 % aller zu überwachenden Baustellen der Fall. Dabei wurden sicher bei einem Aushub und möglicherweise bei sieben weiteren Projekten archäologische Quellen

zerstört. Als Verstösse gegen die Bewilligung und damit gegen das Raumplanungs- und Baugesetz wurden diese bei der Staatsanwaltschaft zur Anzeige gebracht.

Bericht: Simone Kiefer

Bei Baustellenkontrollen werden teilweise auch Bodenproben zur Beurteilung und Datierung von Schichten entnommen. Hier Zivi Florian Siffer im Einsatz.



Stellungnahmen

Während eines Aushubs an der Hauptstrasse in Arlesheim wurde ein bis dato undatierter Keller entdeckt.

Im Berichtsjahr wurden 33 Stellungnahmen für die Raumplanung verfasst. 25 Fälle sind Gutachten zu Zonenplanungen, drei zu Entwicklungskonzepten Landwirtschaft und Landschaft sowie zwei zu Meliorationsverfahren. Hinzu kommen Stellungnahmen für einen Waldentwicklungsplan und Vorabklärungen bei zwei Tiefbauprojekten.

In den Gutachten wurden auf die archäologischen Schutzzonen innerhalb der Planungsperimeter hingewiesen und Angaben zu ihrem Schutz gemacht. Insbesondere aus den Angaben in den Zonenplänen der Siedlungen können Grundstückseigentümerinnen und -eigentümer ersehen, ob sich ihre Parzellen innerhalb von Schutzzonen liegen und damit bestimmten Auflagen befinden.



Zahlreiche archäologische Schutzgebiete liegen aber auch in Bereichen, die nicht für eine Überbauung vorgesehen sind und in der Öffentlichkeit oft gar nicht bekannt sind, da man sie im Gelände vielfach nur schwer erkennt. Wie sich in den letzten Jahren wiederholt gezeigt hat, sind diese Stätten in besonderem Masse gefährdet, etwa indem archäologische Befunde aus Unkenntnis beim Wegebau zerstört werden. Die Ausscheidung der archäologischen Schutzzonen in den Entwicklungskonzepten Landwirtschaft und Landschaft

sowie in den Waldentwicklungsplänen ist deshalb besonders wichtig.

In den archäologischen Schutzzonen kann die bisherige Nutzung im Normalfall vollumfänglich fortgeführt werden. Wenn jedoch eine Nutzungsänderung oder Bodeneingriffe erfolgen, was zumeist bei Baumassnahmen der Fall ist, ist eine Bewilligung der Archäologie Baselland erforderlich. Diese wird im Allgemeinen zügig erteilt, sobald die Zusicherung vorliegt, dass eventuell zu Tage kommende archäologische oder bauhistorische Befunde fachgerecht dokumentiert werden können.

In diesem Zusammenhang ist es wichtig, die Bodeneingriffe frühzeitig mit der Archäologie Baselland abzusprechen, damit eine gegebenenfalls erforderliche archäologische Dokumentation rechtzeitig geplant und in die Wege geleitet wer-

den kann. So lassen sich Bauverzögerungen vermeiden oder zumindest auf ein Mindestmass reduzieren.

Bericht: Michael Schmaedecke

Aushub einer Baugrube am Kählweg in Dittingen. Aus der Umgebung sind römische und spätmittelalterliche Funde bekannt.



Georges Sprecher – ein erfolgreicher archäologischer «Späher»

Georges Sprecher
auf einer von
ihm entdeckten
archäologischen
Fundstelle.

Schon seit längerer Zeit machen die ehrenamtlichen Mitarbeiter der Archäologie Baselland – die sogenannten «Späher» – bedeutende Entdeckungen, die bisweilen sogar für Schlagzeilen in der Tagespresse sorgen. Sie bereichern und ergänzen mit ihren Forschungen bisherige Erkenntnisse

und führen nicht selten zu neuen Betrachtungsweisen in den verschiedensten archäologischen Disziplinen. Grundlage für diese positive Entwicklung ist die inzwischen reibungslos funktionierende Zusammenarbeit mit der Archäologie Baselland. Bei Zusammenkünften werden Kenntnisse über neue Fundorte ausgetauscht und die Bedeutung der daraus stammenden archäologischen Objekte diskutiert, wobei Letztere auch oft Eingang in wissenschaftliche Publikationen finden, was ohne die wertvolle Tätigkeit der ehrenamtlichen Mitarbeiter schlicht unmöglich wäre.

Ein in dieser Hinsicht äusserst erfolgreicher «Späher» ist Georges Sprecher. Er pflegt seine Leidenschaft schon seit mehr als dreissig Jahren und betreut heute mit grosser Sachkenntnis zahlreiche archäologische Fundstellen im Kanton Basellandschaft. Dank seinem untrüglichen Spürsinn gehen auch viele Entdeckungen auf sein Konto.

In den Anfängen seiner Tätigkeit interessierte er sich jedoch nur für Fossilien. Nachdem er auf einem seiner Ausflüge auf neuzeitliche Flinten-



steine stiess – die ja bekanntlich aus Silex bestehen – wurde er erstmals auf Objekte aus diesem Rohmaterial aufmerksam. Kurz darauf fand er beim Pilze sammeln zufällig mehrere steinzeitliche Silexartefakte. Diese ersten Stücke waren sozusagen die «Initialzündung» für seine spätere intensive Beschäftigung mit dieser Materie. Es folgten viele Feldbegehungen, die nach Tausenden von Stunden eine grosse Zahl an steinzeitlichen und jüngeren Fundstellen mit einer kaum mehr zu überbietenden Menge an Objekten erbrachten.

An erster Stelle sind die vielen jungsteinzeitlichen Artefakte zu erwähnen. Sie datieren hauptsächlich in die Zeit um 4000 v. Chr., als in unserer Gegend bereits sesshafte Ackerbauern und Viehzüchter lebten. Diese neolithischen Inventare umfassen oft ganze Serien an Silexwerkzeugen wie Kratzer, Bohrer und Messer. Ausserdem finden sich regelmässig Beilklingen und unterschiedlich geformte Pfeilspitzen aus diesem Material. Eine spezielle, möglicherweise etwas ältere Spitzenform mit konkaver Basis und gezähnten Rändern ist besonders zu erwähnen. Hinzu kommen geschliffene

Beilklingen aus Felsgestein sowie Fragmente von durchlochten steinernen Axtklingen.

Ausser den neolithischen Siedlungsstellen fand Georges Sprecher auch mehrere Orte, wo sich mittelsteinzeitliche Jäger und Sammler kurzfristig

Drei neolithische Beilklingen aus Felsgestein und zwei Pfeilspitzen aus Silex mit gezähnten Rändern von Oberwil.



Spätmesolithische
Mikrolithen von
Oberwil. M 1:1.

niedergelassen haben. Durch diese Entdeckungen lässt sich die mesolithische Fundverbreitung im Unteren Baseltal stark erweitern. Dieser geografische Raum dürfte demnach in der Zeit zwischen etwa 9600 und 6000 v. Chr. als bewaldetes Jagdgebiet eine weitaus grössere Rolle gespielt haben, als bisher angenommen. Unter anderem liegt eine an-

sehnliche Zahl von Mikrolithen vor, die von den mit Pfeil und Bogen bewaffneten Wildbeutern als Spitzen und seitliche Einsätze auf hölzerne Pfeilschäfte montiert wurden.

Darüber hinaus gelangen Georges Sprecher auch einige der seltenen mittelpaläolithischen Funde, denen man ein Alter von mindestens 35 000 Jahren zuschreiben kann. Dazu gehört zum Beispiel der abgebildete Levalloisabschlag aus Therwil, der vermutlich von einem Neandertaler angefertigt wurde. Weitere Objekte aus dieser Zeit stammen von Münchenstein, darunter ein sogenannter «Chopper». Solche grob zugeschlagenen Geröllgeräte standen schon im Altpaläolithikum in Gebrauch; man hat sie allerdings sehr lange hergestellt (siehe Kap. «Fundabteilung»).



>
Mittelpaläolithischer Levallois-
abschlag von Therwil. Seine
Kanten sind teilweise natürlich
bestossen. M 1:1.

Doch der Fundus von Georges Sprecher umfasst nicht nur steinzeitliche Objekte. Ein schönes Beispiel aus der Römerzeit ist eine Gemme aus mehrlagigem, schwarz-blauem Glasfluss, die einen kostbaren Achat imitiert und früher wohl in einem Fingerring gefasst war. Dargestellt ist aufgrund seiner Leibesfülle wohl ein kleiner Amor, der eine

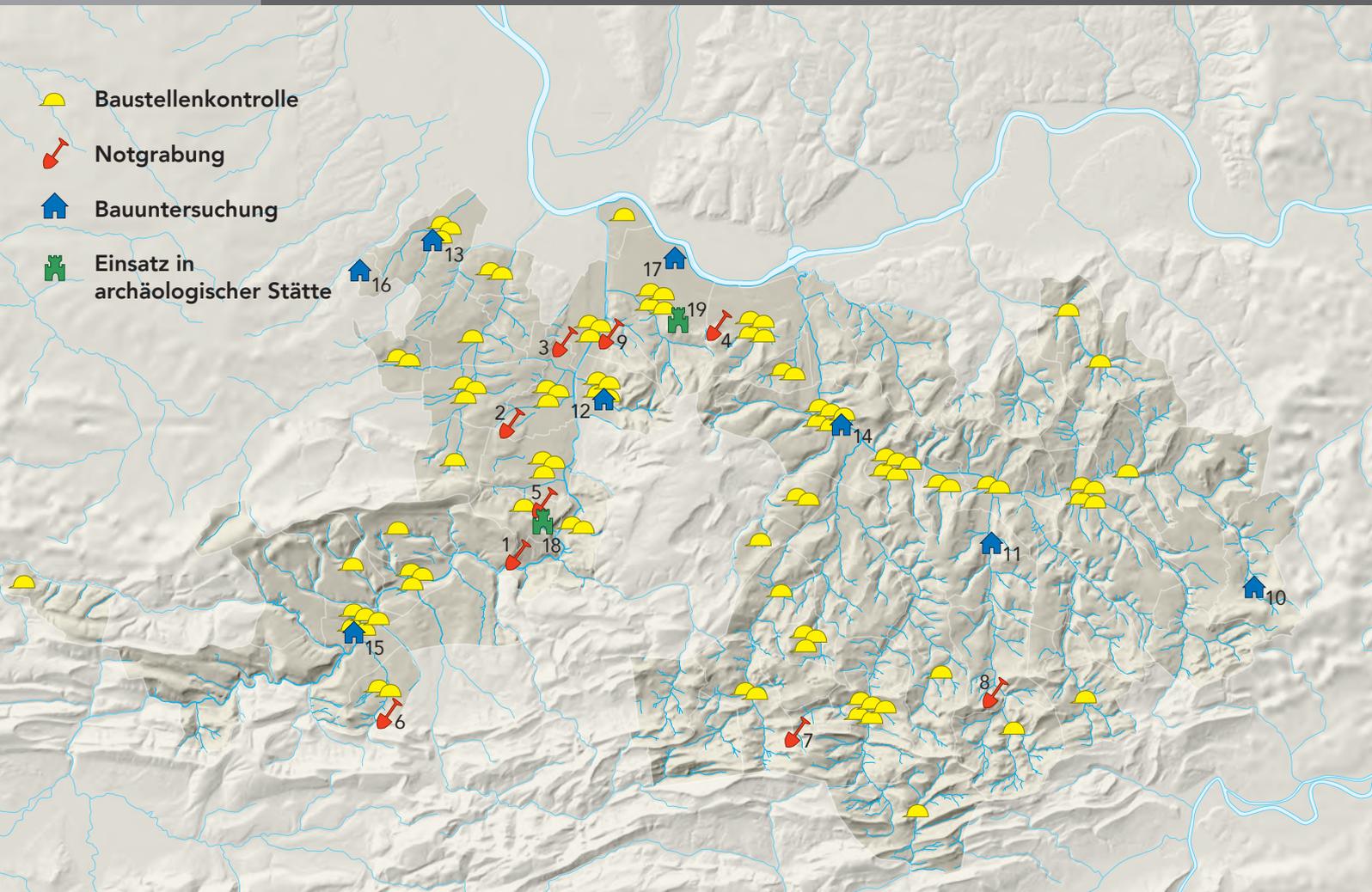
Weintraube hochhält. Zu seinen Füßen sitzt ein Tier, möglicherweise ein Hase oder vielleicht ein Vogel.

Bericht: Jürg Sedlmeier
Bestimmung der Gemme: Regine Fellmann,
Kantonsarchäologie Aargau

Römische Gemme aus Giebenach, Glas, Höhe 12,5 mm (rechts im Abdruck). Dargestellt ist wohl ein Amor mit Weintraube und zu seinen Füßen ein Hase (?).



-  Baustellenkontrolle
-  Notgrabung
-  Bauuntersuchung
-  Einsatz in archäologischer Stätte



Grabungen und Bauuntersuchungen

Mit dem altsteinzeitlichem Lagerplatz am Wachtfels bei Grellingen, den Hinweisen auf eine ur- und frühgeschichtliche Kultstätte in Reinach oder der Bestandesaufnahme unkonserverter Reste der Ruine Ränggen 2 oberhalb von Diegten war unser Grabungsteam im Berichtsjahr gewissermassen in den klassischen Domänen der Archäologie tätig.

Archäologische Feldarbeit dreht sich jedoch nicht nur um Ausgrabungen und jahrhundertealte Stätten. Auch Befunde aus jüngere Epochen – etwa solche in Gebäuden oder gar militärischen Anlagen – liefern oft interessante Erkenntnisse, die sich noch in keinem Geschichtsbuch finden. Eindrücklich sind in dieser Hinsicht die alljährlichen Einblicke in die Baselbieter Wohnkultur vergangener Generationen, die unseren aktuellen Wohlstand in ein interessantes Licht rücken.

Immer wichtiger wird zudem die Prospektion, das systematische Absuchen von Gebieten, die mit der wachsenden Zahl ehrenamtlicher Späher in den letzten Jahren deutlich intensiviert werden konnte. Sie bringt wertvolle Informationen von ausserhalb der unter grossem Baudruck stehenden Siedlungsgebiete, die im Tagesgeschäft der Archäologie Baselland natürlich im Fokus stehen. Um zu einem Gesamtbild zu kommen, sind solche zusätzliche Beobachtungen unerlässlich.

Allen Bauherrschaften, Architekten, Bauführern und helfenden Händen sei für ihre wertvolle Unterstützung und für ihr Verständnis für unsere Arbeit, die wir im Interesse der Öffentlichkeit durchführen, bestens gedankt.

Reto Marti

<

Wichtige Notgrabungen und Bauuntersuchungen sowie Baustellenkontrollen und Einsätze in archäologischen Stätten der Archäologie Baselland im Jahr 2015 (vgl. die Liste auf der folgenden Seite).

Grabungen

- 1 Grellingen, Wachtfels (Urgeschichte)
- 2 Reinach, Leiwald (Urgeschichte)
- 3 Reinach, Colmarerweg (Urgeschichte, Römerzeit)
- 4 Pratteln, Kästelihöhe (Römerzeit, Neuzeit)
- 5 Pfeffingen, Baumgartenweg (Römerzeit)
- 6 Wahlen, Bännli (Frühmittelalter)
- 7 Liedertswil, Mörliflüh (Hochmittelalter)
- 8 Diegten, Ränggen (Hochmittelalter)
- 9 Münchenstein, Münchstrasse (Neuzeit)

Bauuntersuchungen

- 10 Oltingen, Schafmattstrasse 68
- 11 Zunzgen, Mühlegasse 9
- 12 Arlesheim, Hauptstrasse 40
- 13 Allschwil, Oberwilerstrasse 30
- 14 Liestal, Gasthof Sonne, Rathausstrasse 37
- 15 Laufen, Delsbergerstrasse 90
- 16 Schönenbuch, Kirchgasse 1a
- 17 MuttENZ, Obere Hard

Einsätze in archäologischen Stätten

- 18 Pfeffingen, Burg
- 19 MuttENZ, Wartenberg

Baustellenkontrollen

Aesch: Gartenstrasse, Klusstrasse 55a,
Ulmenweg
Allschwil: Baslerstrasse 159, Harzer-
weg 5, Oberwilerstrasse
Arboldswil: Höchiweg, Moosweg,
Sodweg
Arlesheim: Hauptstrasse 43, Ziegel-
ackerweg 19
Bennwil: Chuttengasse
Biel-Benken: Langgartenstrasse 31,
Moosackerweg
Binningen: Margarethenstrasse 20,
Neusatzweg 24
Birsfelden: Wartenbergstrasse
Blauen: Waldweg
Buus: Eckrainweg 11
Dittingen: Kählenweg 4
Duggingen: Im Lehenacker,
Im Lettenhölzli
Eptingen: Kilchackerweg
Ettingen: Blauenweg 7
Frenkendorf: Fasanenstrasse 14/16
Gelterkinden: Dickelenweg 7,
Ischlagweg (2×), Kirchrain

Itingen: Kreuzenstrasse, Landstrasse 18
Langenbruck: Schönthal
Läufelfingen: Bogenweg
Laufen: Hinterfeldstrasse/BKW-Strasse,
Langhagweg, Lochbruggstrasse 54,
Meiersackerweg 53, Wahlenstrasse 4
Lausen: Industriestrasse (2×), Weiher-
hofstrasse (2×), Schelligackerstrasse
Liestal: Buchenweg 1, Griennmatt,
Oberer Burghaldenweg, Weierweg,
Wiedenhubstrasse
Lupsingen: Steimertenmattweg
Maisprach: Klostersgasse 5
Münchenstein: Gartenstadt, Gustav-
Bay-Strasse, Steinweg/Münchstrasse
MuttENZ: Birsfelderstrasse 50, Grunden-
strasse 47, Holderstüdeliweg, Obere
Hard
Oberdorf: Eimattstrasse 12,
Liederswilerstrasse 17, Uf der Holde 6,
z'Hof, Zinsmattweg
Oberwil: Rebgartenweg 20
Ormalingen: Hofackerstrasse 3–13
Peffingen: Baumgartenweg

Pratteln: Mayenfelserstrasse 23,
Unterwerk Raurica, Grosswärme-
verbund, Lahaldenbächli
Reigoldswil: Stacherweg 7, Dorfplatz
Reinach: Brühlgasse 3, Oberer Reb-
bergweg 7, Unterer Rebbergweg 26
Roggenburg: Löwenburgweg 4
Seltisberg: Hauptstrasse 35, Vor Eich-
weg 14
Sissach: Hauptstrasse 10, Bützenen-
weg 79
Therwil: Oberwilerstrasse 27, Mühle-
weg 13, Ringstrasse/Baslerstrasse
Wahlen: Grindelstrasse, Schulstrasse 1
Ziefen: Rebgasse 11
Zwingen: Rebenweg (2×), Birskraft-
werk

Grellingen, Abri
Wachfels. Blick von
Südwesten ins Birstal.
Die Fundstelle am
Wegrand ist am Zelt
erkennbar (links).
Die Grabung in
der Wegböschung
erfolgte von einer
eigens eingerichteten
Holzplattform aus
(rechts).



Grellingen, Abri Wachtfels: eine Sondierung und eine Überraschung

Die bedeutende steinzeitliche Fundstelle am Fusse des Abri Wachtfels hat schon seit langem ihren festen Platz in der schweizerischen Urgeschichtsforschung. Entdeckt wurde sie 1935 von Albert Kohler. Die umfangreichen Grabungen fanden unter der Leitung von Carl Lüdin statt. Sie dauerten von 1938–1941 und von 1955–1957.

Damals kam zuerst eine bis 70 Zentimeter mächtige nacheiszeitliche Fundschicht zum Vorschein, die zahlreiche spätmesolithische Artefakte enthielt. Getrennt durch eine fundleere Zone fand sich darunter im Osteil des Abris eine weitere, etwa 20 Zentimeter mächtige Schicht mit Steinartefakten und Tierknochen, die sich der in der Schweiz noch wenig bekannten späten Altsteinzeit zuordnen liess. Unter dem schützenden Felsdach hatten sich demnach vor etwa 12 600–13 000 Jahren auch spätpaläolithische Wildbeuter kurzfristig aufgehalten. Ihre Hinterlassenschaften wurden vor kurzem nach modernen wissenschaftlichen Gesichtspunkten neu interpretiert und publiziert (s. Kap. «Auswertung und Vermittlung»).

Niemand ahnte, dass dieser Fundort in den letzten Jahren erneut in den Blickpunkt der Forschung geraten und für weiteren Gesprächsstoff sorgen sollte. Im November 2012 stellte Jürg Sedlmeier nämlich mit grossem Schrecken fest, dass der Hang beim Abri Wachtfels grossflächig abgeholzt

Der Entdecker Albert Kohler (stehend) mit seinem Sohn Heinz vor dem Abri Wachtfels im Januar 1939.



Daniel Perez und
Jürg Sedlmeier beim
Bergen der Funde.
Unter dem Podest ist
der anstehende Fels zu
sehen.

und davor eine breite Waldstrasse angelegt worden war, deren Bau einen grossen Teil des Abribodens zerstört hatte (s. Jahresbericht 2012, S. 164 ff.). Beim Absuchen der Strassenböschung kamen vorerst lediglich einige verlagerte und vom Regen ausgewaschene Silexartefakte ans Licht, die aus dem alten Grabungsschutt stammten.

Um in dieser unerfreulichen Situation zu retten, was noch zu retten ist, entschloss sich die Archäologie Baselland vor zwei Jahren, die verbliebenen Sedimente geologisch untersuchen zu lassen. Dabei stiess David Brönnimann (IPNA Universität Basel) überraschend auf mehrere Silexartefakte, die zum Teil noch in originaler Fundlage im Erdreich steckten. Nach ihrer Begutachtung wurde klar, dass sie aus einer bisher unbekanntem spätpaläolithischen Fundzone stammen.

Die darauf folgenden regelmässigen Kontrollen bestätigten diese erste Einschätzung. Sie zeigten aber auch, dass die steile Strassenböschung einer starken witterungsbedingten Erosion ausgesetzt war. Um der natürlichen Zerstörung der Fundschicht entgegenzuwirken, aber auch um den spätpaläolithischen Befund näher zu untersuchen, führte die Archäologie Baselland im Mai und Juni



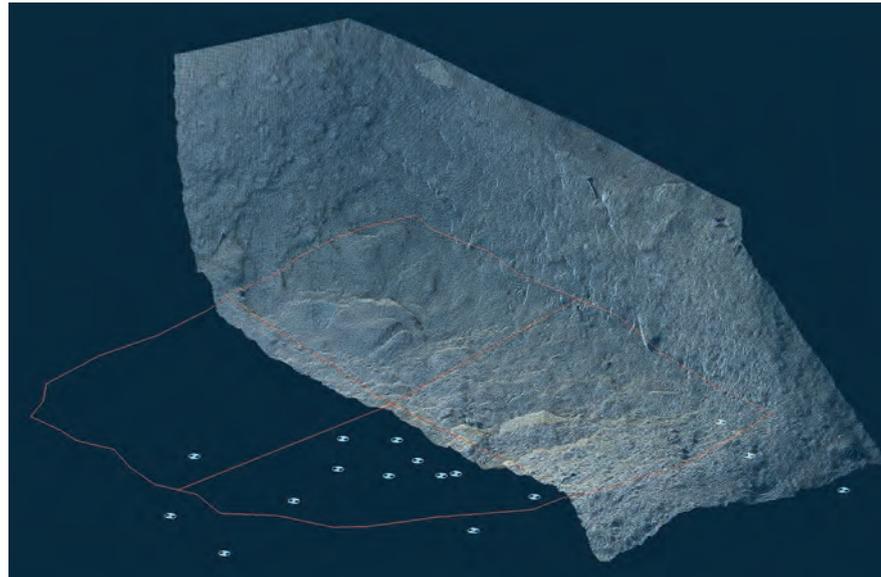
2015 eine Sondierung mit anschließender Hangsicherung durch.

Von einem Holzpodest aus nahm man auf einer Fläche von etwa drei Quadratmetern den systematischen Abbau der Fundschicht in Angriff. Nach jedem schichtweisen Abtrag wurde die Fundschicht mit dem 3D-Laserscanner dokumentiert (s. Kap. «Dokumentation und Archiv»). Die Scans dienten in erster Linie als Vorlage für dreidimensionale CAD-Zeichnungen des Befundes. Sie eignen sich aber auch für Analysezwecke: Weil die gesamte Grabung durchgängig dreidimensional erfasst ist, lassen sich nun beliebige Schnitte durch die Schichten anlegen. Ebenso sind präzise Volumenberechnungen der ergrabenen Schichten möglich.

Schon nach wenigen Tagen zeichnete sich eine vermutlich durch Asche dunkel verfärbte, mul-

denartige Zone ab, die allerdings durch den Bau der Waldstrasse massiv in Mitleidenschaft gezogen worden war. Dennoch liess sich ein Teil dieser Struktur detailliert untersuchen und dokumentieren, wobei ihr weiterer Verlauf in Richtung Abrückwand nicht bekannt ist. Im Bereich der Grabungsfläche wurden etwa 730 Silexartefakte

Beispiel einer CAD-Zeichnung, in der die gescannten Fundschichten, die abzubauenen Felder (rot) und einzelne Funde (blau) dargestellt sind.



Die muldenartige, dunkel verfärbte spätpaläolithische Fundschicht. Darunter Kalkschutt bis auf den gewachsenen Fels.

und Tierknochen sowie einige vom Menschen eingebrachte Felsgesteine dreidimensional erfasst.

Als Silexwerkzeuge sind Rückenspitzen, Rückenmesser, Kratzer, Stichel, Bohrer, Endretuschen und ausgesplitterte Stücke nachgewiesen. Hinzu

kommen einige Kerne sowie zahlreiche Grundformen wie Klingen, Lamellen, Abschlüge, Absplisse und Splitter. Letztere finden sich besonders häufig beim Schlämmen der abgebauten Sedimente, die zu diesem Zweck vollständig abtransportiert wurden.

Die Grabung wurde zudem zum Anlass genommen, die genaue Position der Grabungen von Carl Lüdin zu bestimmen. Deren Lage liess sich dank der immer noch vorhandenen und bereits auf den Lüdin-Plänen eingezeichneten Felsformationen rasch klären. Schwieriger war es, herauszufinden, auf welcher Höhe sich der Abriboden zur Zeit der Lüdin-Grabungen befunden hatte. Doch auch hier bot das Laserscanning Hand: Über einen Abgleich der gescannten aktuellen Abriwand mit einer Fo-

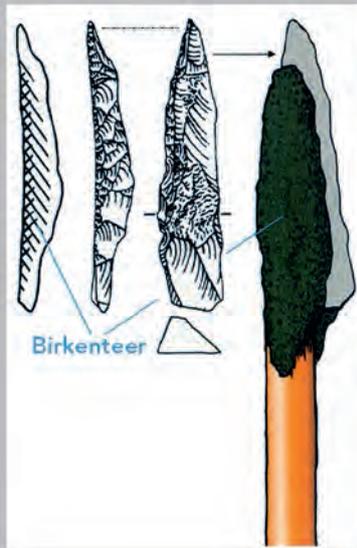


>
Mit Birkenpech an einem hölzernen Pfeilschaft befestigte Rückenspitze (Michael Baales).

tografie aus der Zeit der Grabung im Jahr 1939 (s. Seite 27) war die Höhe des damaligen Abribodens bestimmbar. Die von Lüdin aufgenommenen Querschnitte durch die Fundschichten liessen sich so höhenmässig «einhängen» und in Relation zu den aktuell ergrabenen Fundschichten bringen.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass mit dieser kleinräumigen Sondierung ein für die Schweiz äusserst seltener stratifizierter spätpaläolithischer Befund erfasst wurde, dessen Auswertung wertvolle Informationen über unsere steinzeitlichen Vorfahren und ihre Umwelt liefern wird. Nach

Typische Silexartefakte:
Rückenspitze, Rückenmesser, Stichel an Endretusche, kurzer Kratzer, endretuschierte Klinge (vlnr). M 1:1.

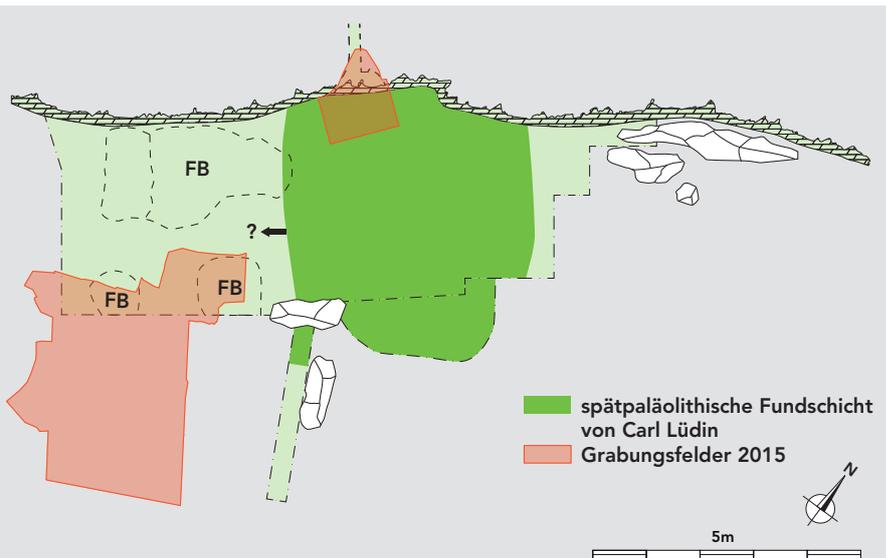


Dank 3D-Laserscanning
liessen sich die
aktuell untersuchten
Bereiche (rot) mit den
Grabungen Carl Lüdins
(grün) verbinden.

den drei vorliegenden ^{14}C -Daten entstand diese Fundschicht vor etwa 13200 Jahren, also etwas früher als der von Carl Lüdin im vergangenen Jahrhundert erforschte spätpaläolithische Befund. Es ist die Zeit des späteiszeitlichen Allerød-Interstadials, in der bereits Föhren- und Birkenwälder

die Landschaft bedeckten. Die inzwischen von Elisabeth Marti-Grädel begonnene Auswertung der Faunenreste zeigt denn auch, dass die vorwiegend im Wald lebenden Rothirsche und Rehe zur Hauptjagdbeute der mit Pfeil und Bogen bewaffneten spätpaläolithischen Wildbeuter gehörten.

Örtliche Leitung: Jürg Sedlmeier, Jan von Wartburg
Bericht: Jürg Sedlmeier, Jan von Wartburg
Mai und Juni 2015





Zur Zeit, als die Jäger und Sammler des Spätpaläolithikums den Abri Wachtfels aufsuchten, dürfte sich die Landschaft des Baselbiets ähnlich präsentiert haben wie dieser lichte Wald in Nordschweden mit Baumbirken, Waldföhren und einer reichen Strauch- und Krautflora (Stefanie Jacomet).

Reinach, Leiwald: Grabräuber auf leisen Sohlen

Reinach-Leiwald. Auf dem mittels Laserscanning erstellten und bereinigten Relief sind die beiden Hügel im Waldstück deutlich zu erkennen.

1970 meldete der Revierförster, dass sich im Leiwald bei Reinach zwei verdächtig runde Strukturen erheben. Schon damals wurde der Verdacht geäussert, es könnte sich um Grabhügel handeln. Die genaue Lage wurde aber nie eingemessen und es wurden keine Funde beobachtet, geschweige denn eine Sondierung durchgeführt.

Im November 2012 meldete sich der ehrenamtliche Mitarbeiter Ulrich Kristen bei der Archäologie Baselland. Er hatte die Reliefkarten des kantonalen Geoportals nach verdächtigen Strukturen gesichtet und war dabei auf die beiden Hügel gestossen. Die beiden nun exakt lokalisierten Strukturen sind kreisrund und weisen einen Durchmesser von beachtlichen 40 Metern auf. Da sich im westlichen Hügel zahlreiche Dachs- und Fuchsbauten befanden, wurde er 2012 oberflächlich abgesehen – allerdings ohne Resultat.

2013 äusserte die Eigentümerin, die Bürgergemeinde Reinach, die Vermutung, bei den Hügeln handle es sich um Aufschüttungen über einem Tierkadaverplatz, entstanden nach einer Maul- und Klauenseuche in den 1940er Jahren. Eine Begehung mit dem ehemaligen Viehinspektor Niklaus Leimgruber konnte dies entkräften. Der westliche Hügel war zwar tatsächlich ein Entsorgungsplatz für Kleinvieh wie Kälber, Schafe, Schweine und entsprechend durch ein offizielles Schild als Kadaverstelle markiert. Die toten Tiere wurde in eigens dafür ausgehobenen Gruben verscharrt oder zum



Teil in vorhandene Fuchsbauten hineingeschoben. Vieh, das aufgrund von Seuchen verendete, durfte aber nicht verscharrt werden. Beide Hügel seien schon vorher da gewesen, so die Gewährperson.

So bleibt vorderhand die These bestehen, dass es sich um Grabhügel handelt. Diese Form der Bestattung tritt in Europa in verschiedenen Epochen auf. Aufgrund der Grösse und Lage sind die Reinacher Anlagen wohl entweder in die Mittelbronzezeit oder in die ältere Eisenzeit, die so genannte Hallstattzeit, zu datieren. Ohne entsprechende Funde bleibt die zeitliche Einordnung aber Spekulation. Vorgeschichtliche Grabhügel sind in unserer Region eher selten: Mittelbronzezeitliche Exemplare wurden in Riehen-Britzigerwald ausgegraben, aus der Hallstattzeit kennt man mehrere im Hardwald bei Muttenz.

2015 meldete Ulrich Kristen, dass die vierbeinigen Grabräuber nun auch den östlichen Hügel zur Wohnstätte erkoren hätten. Trotz intensiver Bejagung scheinen sich Dachse und Füchse im Leiwald äusserst wohl zu fühlen, und die lehmigen

Erhebungen sind offensichtlich ideale «Baugründe». Zur Rettung der Befunde und Funde wird die Archäologie Baselland deshalb nicht umhin kommen, die Hügel in naher Zukunft mittels Sondierungen genauer unter die Lupe zu nehmen.

Bericht: Andreas Fischer

Blick auf den östlicheren Hügel. In der Bildmitte ist der frische Aushub eines Dachsbaus zu erkennen.





Reinach, Colmarerweg.
Dicht gepackt liegen
die zum Teil grossfor-
matigen Gefässstücke
in der spätkeltischen
Grube.

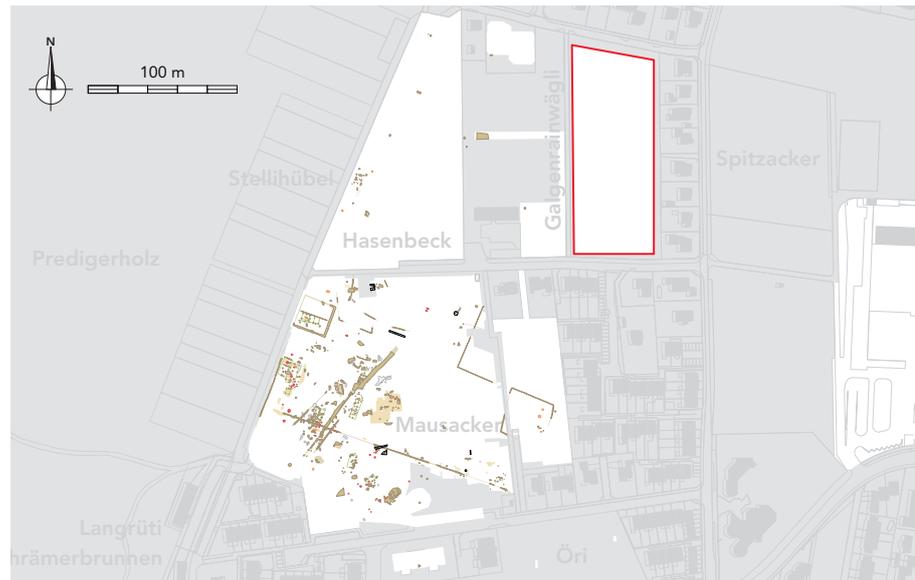
Reinach, Colmarerweg: ein vielversprechender erster Einblick

Die Grossgrabungen der Jahre 1998 und 2002–2006 in der Flur «Mausacker» im Norden vom Reinach gehörten zu den grossflächigsten Unterfangen der Archäologie Baselland. Sie brachten unter anderem Spuren einer jungsteinzeitlichen Besiedlung, Überreste einer spätbronzezeitlichen Kultstätte mit Zehntausenden von Keramikscherben, aussergewöhnlich gut erhaltene Zeugnisse eines keltischen Gehöfts und einige äusserst reich ausgestattete Brandgräber der Römerzeit ans Licht.

In absehbarer Zeit soll nun eine weitere Parzelle von knapp 8000 Quadratmetern zwischen Colmarer- und Rainenweg mit Miet- und Genossenschaftswohnungen überbaut werden. In Anbetracht der grossen Fläche und der Distanz von nur wenigen Dutzend Metern zu den damaligen Befunden drängten sich archäologische Vorabklärungen auf. Sondiergrabungen sollten prüfen, ob sich Spuren der Vergangenheit im Boden befinden. Das Resultat soll der Gemeinde Reinach als Grundbesitzerin bei der Planung helfen, den Aufwand für die Untersuchungen abzuschätzen, die vor Baubeginn durchzuführen sind.

Aus diesem Grund wurden im Herbst des Berichtsjahres auf besagter Parzelle drei Testflächen geöffnet. Bereits in der ersten wurde das Grabungsteam fündig: In rund vierzig Zentimetern Tiefe kam die Ecke eines römischerzeitlichen Fundaments zum Vorschein. Ob es sich dabei um Reste eines Gebäudes oder den Teil einer Umfassungs-

Die zu überbauende Parzelle (rot) liegt nahe der Grabungen im «Mausacker».



Blick vom Colmarerweg auf die zu untersuchende Parzelle. Die «Mausacker»-Grabungen fanden im Hintergrund rechts statt.

mauer handelt, war aufgrund der beschränkten Grabungsfläche nicht zu entscheiden. Falls es sich um einen Gebäuderest handelt, wäre dies ein erster konkreter Hinweis auf den schon lange vermuteten, aber nie richtig gefassten römerzeitlichen Gutshof im Norden Reinachs. Nur noch die untersten beiden Steinlagen des Fundaments waren

vorhanden. Alle darüber liegenden Kulturschichten zerstörte die landwirtschaftliche Nutzung im Laufe der Jahrhunderte.

In derselben Sondierfläche fanden sich einige runde dunkle Verfärbungen im hellen Birskies, die vermutlich von Pfostengruben herrühren. Sie weisen auf ehemalige Gebäude oder andere hölzerne Konstruktionen hin, die im Boden verankert waren. Die lehmigen Verfüllungen enthielten keinerlei Funde, was eine Datierung zum jetzigen Zeitpunkt unmöglich macht.

In einer zweiten Sondierfläche stiessen die Ausgräber auf eine Grube aus der späten KeltENZEIT (um 100 v. Chr.). Ähnlich wie im benachbarten «Mausacker», wo man in der Spätbronzezeit um 800 v. Chr. zahlreiche Gefässe offenbar rituell zerschlagen und danach zum Teil wieder gesammelt und regelrecht «bestattet» hatte (s. Jahresbericht 2012, S. 178–185), sind auch in dieser Vertiefung aufgesammelte Keramikscherben deponiert worden, gemeinsam mit einem länglichen Geröll. Die Bruchstücke stammen von mindestens fünf Ge-



fässen, drei Töpfen und zwei Näpfen, wobei zwei fast vollständig erhalten sind. Es macht ganz den Anschein, also ob der bronzezeitliche Ritus über sieben Jahrhunderte bis in die späte Keltenzeit überdauert hat. Sowohl der Stein als auch einige Gefässfragmente zeigen Spuren starken Feuers.

Obwohl die dritte Fläche keine archäologisch relevanten Strukturen offenbarte, zeigen die Abklärungen, dass auf der sondierten Parzelle mit Funden zu rechnen ist. Offenbar erstreckte sich der bereits von den «Mausacker»-Grabungen bekannte Kultplatz bis in diesen Bereich. Überraschend ist die Erkenntnis, dass der aus der Bronzezeit bekannte Ritus der Keramikdeponierung hier offenbar noch in der späten Keltenzeit in sehr ähnlicher Form durchgeführt wurde.

Dank der vorgezogenen Sondierungen ist die Notwendigkeit und das Ausmass einer archäologischen Ausgrabung frühzeitig klar geworden. Die gesamte Parzelle wird vor Baubeginn vollflächig zu untersuchen sein. Die Gemeinde Reinach ist darüber informiert und kann diese Erkenntnisse

nun in den Planungsprozess einfließen lassen. Damit ist sichergestellt, dass beim terminierten Baubeginn keine archäologisch bedingten Verzögerungen auftreten werden.

Bericht und örtliche Leitung: Jan von Wartburg
September und Oktober 2015

In der nördlichsten Sondierfläche fand sich das Fundament einer römischen Mauer vorerst noch unbekannter Funktion.



Pratteln, Kästeli-Höhe: Sondierungen auf dem «Hausberg» der Römervilla

Pratteln, Kästeli-Höhe, vier Zentimeter hoher «Keltenkopf», gefunden von Fritz Sutter. Er war vielleicht Bestandteil eines Messergriffs.

Der Hügelzug südwestlich des grossen römischen Gutshofes Kästeli ist in mehrfacher Hinsicht eine interessante Zone: Im Laufe der Jahre kamen dort mehrfach keltische und römische Funde zum Vorschein, bislang jedoch ohne konkreten archäologischen Kontext. Dies gilt auch für den bislang herausragendsten Fund, einen kleinen keltischen

Bronzekopf. Ausserdem gab es dort grosse Erdbehebungen, die vor allem im Bereich südöstlich eines Reservoirs eine kraterförmige Landschaft hinterlassen haben. Zeitpunkt und Ursache dieser Bodeneingriffe sind bislang noch unbekannt. Sie könnten beispielsweise bei der Anlage militärischer Stellungen entstanden sein. Knapp 100 Meter südwestlich befinden sich Panzersperren aus dem Zweiten Weltkrieg. Aber auch der Bau des Reservoirs Ende der 1950er-Jahre sowie raubgräberische Aktivitäten könnten zu Erdumlagerungen geführt haben.

Aufgrund der Lage ist es denkbar, dass die Kästeli-Höhe ein Heiligtum aufwies oder in der Römerzeit als Refugium genutzt wurde. Ein Augenschein der Archäologie Baselland direkt vor Ort zeigte, dass Funde in der Humusschicht des Waldbodens oder gar oberflächlich direkt unter der Laubschicht liegen. Dort sind sie praktisch ungeschützt Erosion und Witterung ausgesetzt. Aus diesem Grund wurde zwischen August und November 2015 im Bereich der Kästeli-Höhe sowie an deren Ostabhang eine grossflächige Metalldetektorsondierung



in Angriff genommen. Das Ziel war es, nebst der Sicherstellung der gefährdeten Funde mehr über allfällige bislang noch unbekannte archäologische Strukturen zu erfahren.

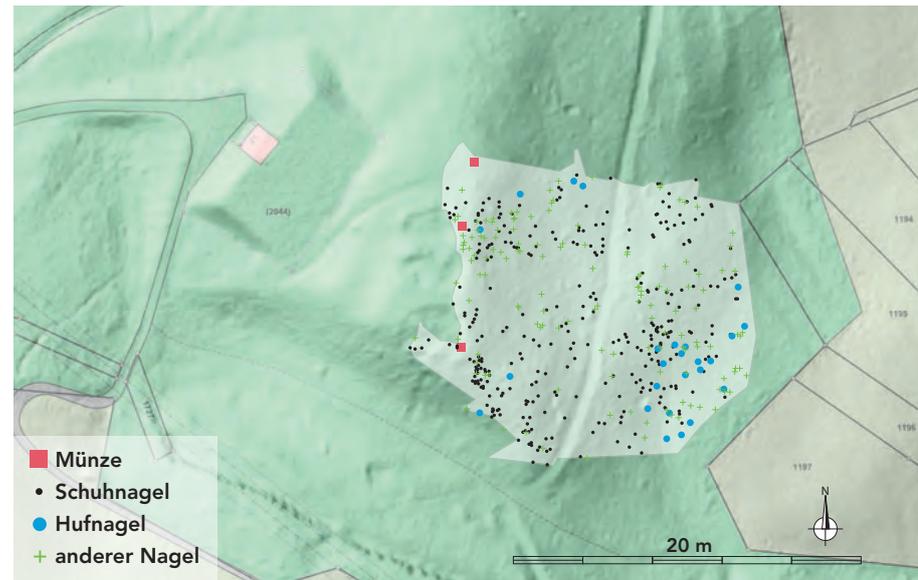
Die Zonen wurden systematisch mit der Metallsonde abgeschritten und die gemachten Funde dreidimensional eingemessen. Eine anschliessend erstellte Karte der Fundverteilung gibt darüber Aufschluss, wo sich welche Fundarten konzentrieren. So können beispielsweise Konzentrationen von Schuhnägeln Hinweise auf alte Wege geben. Die Präsenz von Baunägeln hingegen erlaubt Rückschlüsse auf die Lage von ehemaligen Holzgebäuden.

Die Untersuchung erbrachte 679 Funde: viele – hauptsächlich neuzeitliche – Schuh- und andere Nägel sowie drei römische Münzen, darunter zwei spätrömische (Gallienus, 260–268 und Constantin I., 310–311). Weitere eindeutig keltische oder römische Objekte kamen nicht zum Vorschein. Es sieht so aus, als ob die erwähnten Erdbewegungen den archäologischen Fundplatz weitgehend zer-

stört haben. Ohne Grabungen, die sich derzeit jedoch nicht aufdrängen, dürfte es deshalb schwierig sein, mehr über die Bedeutung der Kästeli-Höhe in frühgeschichtlicher Zeit zu erfahren.

Örtliche Leitung und Bericht: Jan von Wartburg
August bis November 2015

Im Geländere relief der Anhöhe sind die unförmigen Krater südöstlich des Reservoirs deutlich zu sehen (geoview.bl.ch).



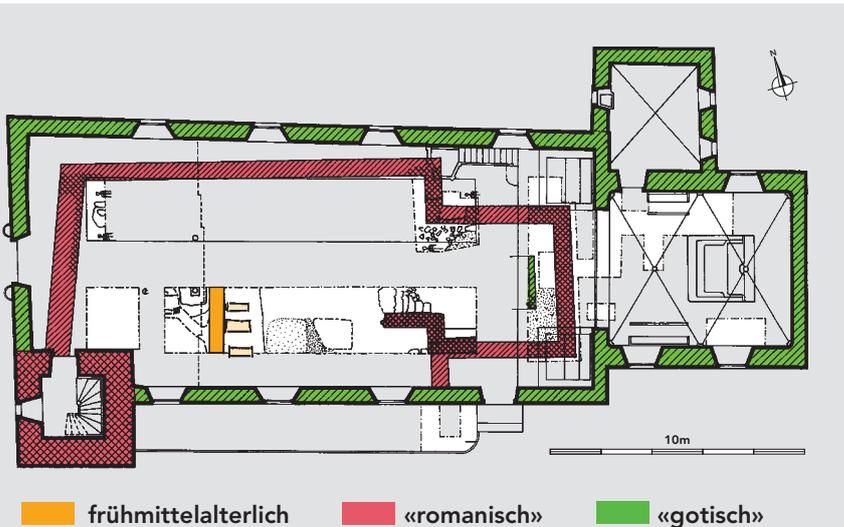
Pfeffingen, Baumgartenweg: heisse Spur dank ein paar Ziegeln

Pfeffingen, Baumgartenweg. Steht die nur wenige Meter oberhalb gelegene Kirche auf einem römischen Gebäude? Die Altgrabungen blieben unklar.

Die Ursprünge des Ortes Pfeffingen liegen derzeit noch weitgehend im Dunkeln. Das ist bedauerlich, denn die historische Überlieferung lässt eine frühe Entstehung und bedeutende Vergangenheit erahnen. Zusammen mit einem heute nicht mehr lokalisierbaren Herrenhof in Aesch bildete wohl die Martinskirche von Pfeffingen schon im Früh-

mittelalter das Zentrum eines ausgedehnten Herrschaftskomplexes. Die zugehörige Pfarrei schloss im Mittelalter auch die Dörfer Aesch, Reinach, Duggingen und Grellingen mit ein. Schon um 1000 dürfte am Ort des späteren Schlosses eine erste Grafenburg errichtet worden sein.

Eine Schlüsselstelle zur Erforschung von Pfeffingens Frühzeit nimmt die Kirche St. Martin ein. Leider brachten Schürfungen 1955/56 und 1961 im Chor und Schiff der Kirche damals nicht die nötige Klarheit. Die ungenügende Dokumentation lässt eigentlich nur gerade den Schluss zu, dass es Steinplattengräber gab, die wohl im Innern einer frühmittelalterlichen Kirche angelegt worden waren. Wie diese Kirche aussah, ob es noch weitere, bedeutendere Bestattungen gab und in welchen geschichtlichen Kontext ihre Gründung gehörte, ist völlig offen. Dies ist umso bedauerlicher, als 1982/83 im nahen Aesch in der Flur Saalbünten eine weitere, etwas jüngere Kirchenanlage des 9./10. Jahrhunderts entdeckt wurde, die möglicherweise mit der Etablierung des Königreichs



Burgund in Zusammenhang steht, das zeitweilig bis in die Region Basel reichte.

Seit langem ist bekannt, dass es eine ganze Reihe von dem fränkischen «Nationalheiligen» Martin geweihten Kirchen gibt, die noch im 6./7. Jahrhundert gegründet wurden und damit zu den ältesten frühmittelalterlichen Gotteshäusern gehören. Da die fränkischen Merowingerkönige und ihre Gefolgschaft beim Aufbau ihrer Herrschaft gerne an spätromischen Strukturen anknüpften, erstaunt nicht, dass diese frühen Martinskirchen oft mitten in römischen Siedlungen errichtet wurden. Gute Beispiele sind die Martinskirchen von Basel und Liestal.

Genau in dem Zusammenhang sind ein paar unscheinbare römische Leistenziegel interessant, die bei einer Baustellenkontrolle am Baumgartenweg, gut zwanzig Meter im Hang unterhalb der Kirche von Pfeffingen, entdeckt wurden. Sie fanden sich verlagert in einer Schwemmschicht und sind der erste Beleg für ein römerzeitliches Gebäude in der Umgebung. Damit steigt die Chance erheblich,

dass das Pfeffinger Gotteshaus in dieselbe Kategorie von frühen Martinskirchen gehört.

Örtliche Leitung: Simone Kiefer
Bericht: Reto Marti
Dezember 2015

Die römischen Leistenziegel fanden sich im hinteren Bereich der Baugrube unterhalb der Kirche.



Wahlen, Bännli. Die Bännlifelsen bilden einen markanten Abschluss des Laufener Beckens südlich von Wahlen. Die Schlacken fanden sich am Nordfuss des Höhenzugs, in der Nähe von möglichen Spuren des Erzabbaus.



Wahlen, Bännli: frühmittelalterliche Eisenverhüttung im Laufener Becken

Immer wieder werden aus dem Umkreis der Bännlifelsen bei Wahlen archäologische Funde gemeldet. Entweder wurden die spektakulär in den Himmel ragenden Felsformationen früher zu kultischen Zwecken aufgesucht, oder die Bevölkerung der Umlands fand hier Schutz in unsicheren Zeiten. So sind bisher Spuren aus Urgeschichte, später Römerzeit und hohem Mittelalter überliefert. Im Mittelalter erhoben sich gleich zwei Burganlagen dort oben.

Um die Fundstellen besser verstehen und auseinanderhalten zu können, werden sie seit einiger Zeit von ehrenamtlichen Spähern systematisch prospektiert. Ein herausragendes Fundstück aus einer der Burgstellen, das äusserst qualitätvolle Bleimodell einer Scheibenfibel des 10. Jahrhunderts, wurde im letzten Jahresbericht vorgestellt (Jahresbericht 2014, S. 124–127).

Beim Absuchen des weiteren Geländes stiessen Wolfgang Niederberger und Jean-Luc Doppler am Nordhang des Bännlis auf eine Konzentration von

Eisenschlacken. Die erkennbaren Fließstrukturen und das vergleichsweise hohe Gewicht der Stücke liess auf einen Rennofen hohen Alters schliessen. Ein mittlerweile vorliegendes Radiokarbon-Datum bestätigt den Eindruck: Schon im späteren 5. oder 6. Jahrhundert dürfte man demnach in Wahlen Eisen verhüttet haben.

Die unterhalb der Bännlifelsen aufgelesenen Schlacken haben ein hohes Gewicht, was auf schlechte Ausbeutung und damit ein hohes Alter hinweist.



Frühmittelalterliche
Schmiedeesse mit
Schutzschild aus Sand-
stein im benachbarten
Büsserach, untersucht
2010/2011 (Kantons-
archäologie Solothurn).

Dass die lokale Eisengewinnung im Jura nach dem Zusammenbruch der römischen Wirtschaft, dem auch der Eisenhandel zum Opfer fiel, enorm an Bedeutung gewann, ist seit längerem bekannt. Die Entdeckung eines etwa zeitgleichen Verhüttungsplatzes zeigte vor ein paar Jahren in Pratteln, dass man sich in zentralen Regionen relativ rasch

wieder auf die lokale Produktion besann (vgl. Jahresbericht 2007, S. 38–43).

Dass man sich so früh auch ins Innere des Jura begab, um neue Erzvorkommen zu erschliessen, überrascht auf den ersten Blick. Vor ein paar Jahren haben unsere Kollegen der Kantonsarchäologie Solothurn jedoch im benachbarten Büsserach Teile einer früh- und hochmittelalterlichen Siedlung freigelegt, in der immerhin schon ab der Zeit um 600 Eisengewinnung nachgewiesen ist.

Heute muss man davon ausgehen, dass die Besiedlung nach dem späten 3. und 4. Jahrhundert drastisch zurückgegangen ist. Die schweren wirtschaftlichen Krisen und kriegerischen Auseinandersetzungen haben das römische Reich schliesslich auseinanderbrechen lassen. Die verunsicherte Bevölkerung zog sich in dichter besiedelte Regionen entlang wichtiger Verkehrswege im Umfeld zentraler befestigter Plätze wie Kaiseraugst oder Basel zurück. Archäologische Hinweise für eine so frühe Besiedlung abgelegener Landschaften, wie



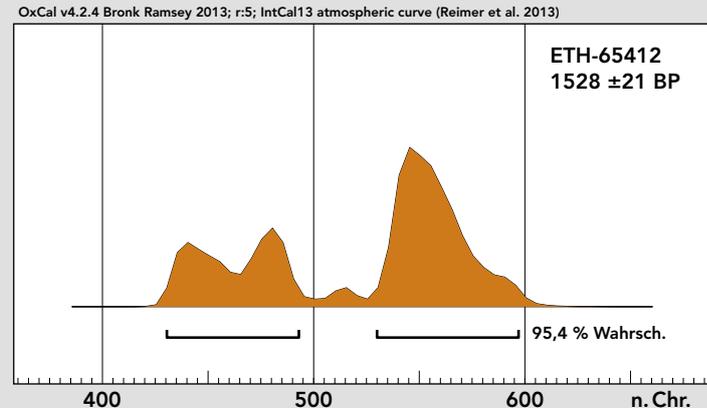
es die Neufunde in Wahlen und Büsserach vermuten lassen, sind derzeit noch dünn gesät. Einen Hinweis liefern jedoch die Ortsnamen: Büsserach, Brislach, ein heute verschwundenes Iberach oder Röschenz sind Bezeichnungen von Siedlungen, die in gallorömische Zeit zurückgehen. Der Name Wahlen kennzeichnet einen Ort, in dem «Walen» oder «Welsche» lebten: So bezeichneten germanische Siedler die alteingesessene Bevölkerung, die im Frühmittelalter noch ein Spätlatein sprach. Dies lässt darauf schliessen, dass die naturräumlich geschützte Siedlungskammer des Laufener Beckens ohne Unterbruch über das Ende der Römerzeit hinaus besiedelt blieb und die Ortsnamen deshalb nicht vergessen gingen.

Bleibt die Frage nach dem Erz, das verhüttet wurde: In aller Regel hat man in dieser Frühzeit Bohnerz verarbeitet. Anders als im benachbarten Büsserach sind aus Wahlen bisher jedoch keine Bohnerzvorkommen bekannt. Entweder hat man das Erz demnach aus der Nachbarschaft herbeigeschafft, oder man ist südlich der Bännlifelsen fün-

dig geworden, wo Schichten des Callovien und der unteren Doggers anstehen, die ebenfalls eisenhaltig sein können.

Bericht: Reto Marti

Das aus einer Holzkohle gewonnene kalibrierte Radiocarbon-Datum verweist die Eisenverhüttung ins spätere 5. oder eher 6. Jahrhundert.



Liedertswil,
Mörliflüh. Ein sehr
stummer Zeuge: Der
Halsgraben, der den
Innenbereich schützte,
ist der einzige heute
noch sichtbare
Hinweis auf die frühe
Adelsburg.



Liedertswil, Mörliflüh: Abklärungen rund um die neuentdeckte Burg

Eine neue Burg findet man in der dicht besiedelten Schweiz nicht alle Tage. Dem ehrenamtlichen Späher Bruno Jagher ist dieses Kunststück mit seiner Entdeckung auf der Mörliflüh oberhalb von Liedertswil gelungen (vgl. Jahresbericht 2014, S. 52–55). Bei systematischen Begehungen stiess er auf dem entlegenen Bergrücken auf einen künstlichen Grateinschnitt. Die Vermutung lag nahe, dass es sich dabei um den Wehrgraben einer bislang unbekannten Burgstelle handelt. Die letzten Zweifel räumten schliesslich Funde aus der direkten Umgebung aus, darunter Pfeileisen und ein Reitsporn aus dem hohen Mittelalter. Bei der Wehranlage auf der Mörliflüh scheint sich um eine frühe Adelsburg des 10./11. und 12. Jahrhunderts gehandelt zu haben, die zu früh und zu kurz besiedelt war, als dass sie in den schriftlichen Quellen einen Niederschlag gefunden hätte.

2014 wurde das Gelände oberflächlich intensiv abgesucht und anschliessend mit der Publikation des letzten Jahresberichts der Öffentlichkeit bekanntgemacht. Im vergangenen Jahr nun wurde

der Burghügel feintopografisch vermessen (s. Kap. «Dokumentation und Archiv»). Zudem führte die Archäologie Baselland, sobald es die Witterung erlaubte, im Burgareal eine kleine Flächengrabung durch, um mehr über die Erhaltung der Anlage und ihre Datierung zu erfahren. Der Halsgraben

**Harter Frühjahrseinsatz.
Raue Bedingungen
herrschten beim
Ausgraben der
Sondierfläche auf
890 Metern Höhe.**



Der Befund: Nach wenigen Zentimetern Waldboden kam der stark verwitterte Fels zum Vorschein.

ist bis heute nämlich der einzige oberflächlich sichtbare Überrest der Burg.

Mit Absicht wurde für die Datierung eine Fläche einige Meter südlich unterhalb des Grates im steilen Abhang ausgewählt: Von vergleichbaren

Burgen wie beispielsweise der Ruine Altenberg bei Füllinsdorf weiss man, dass die Umfassungsmauern gerne weit in den Hang hinaus gesetzt wurden, um Platz zu gewinnen. Anschliessend wurden die Mauern hinterfüllt, um im Innern der Burg eine ebene Fläche anzulegen. Die Sondierfläche sollte also im Idealfall die Fundamente einer Umfassungsmauer zum Vorschein bringen.

Nach Beginn der Sondierung war aber rasch klar, dass die Erwartungen nicht erfüllt würden: Unter dem Waldboden kam schon nach wenigen Zentimetern der blanke, zerklüftete Fels zum Vorschein. Es fanden sich weder Mauerreste noch sonstige eingetiefte Befunde wie beispielsweise Pfostengruben einer Umwehrung oder eines Innengebäudes. Zudem kam kein einziger Fund ans Licht.

Dieses Resultat ist auf den ersten Blick enttäuschend. Doch es zeigt, welchen gewaltigen Effekt die Erosion an einem solch steilen, exponierten Grat im Laufe der Jahrhunderte haben kann. Falls



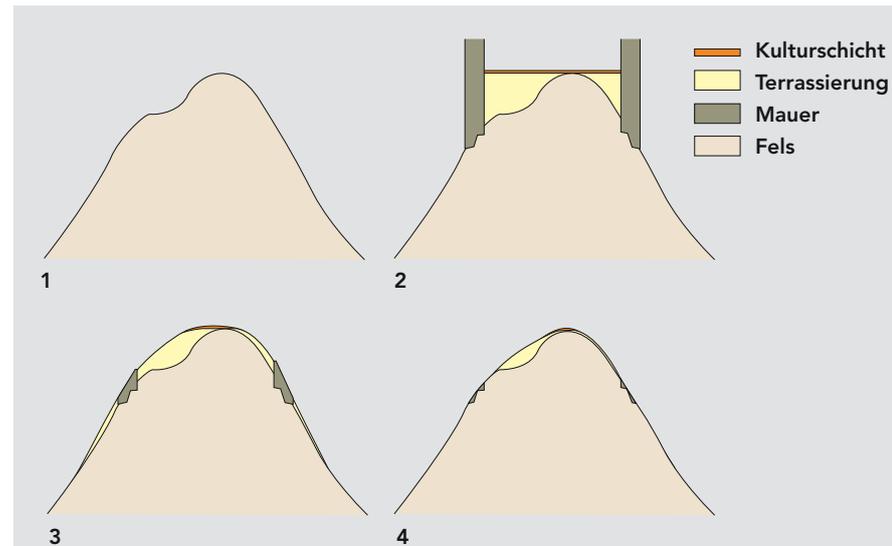
es am Ort der Sondierung einmal eine Mauer gegeben hat, ist sie komplett zerfallen. Dies war möglich, weil der Aushub eines Fundamentgrabens, in dem sich noch Reste der Mauer hätten erhalten können, nicht zwingend notwendig war. Der natürlich anstehende gestufte Fels war als Baugrund vielmehr stabil genug. Ein solches Vorgehen hinterliess nur wenige Bearbeitungsspuren im natürlichen Untergrund, die aufgrund der witterungsbedingten Zerklüftung des Felsens heute kaum mehr zu erkennen wären. Dasselbe Schicksal wie die Mauern ereilte auch die hinterfüllten Schichten: Nach dem Abgang der Mauern folgten auch sie der Schwerkraft und verlagerten sich hangabwärts. Zurück blieb der felsige Grat, der sich kaum von anderen Jurahöhenzügen unterscheidet – wären da nicht der Halsgraben und die Metallfunde, die eindeutig auf die rund 800 Jahre alte Anlage hinweisen.

Nicht nur die ursprüngliche Gestalt der Burg wirft demnach Fragen auf. Auch die Motivation, auf diesem abgelegenen Felsrücken in fast 900 Metern

Höhe, fernab jedes Verkehrsweges eine Wehranlage zu errichten, erschliesst sich nicht sogleich. Der Bevölkerungsdruck war um 1000, also ganz zu Beginn des hochmittelalterlichen Landesausbaus, kaum so gross, dass man deshalb bereits derart marginale Zonen herrschaftlich erschliessen

Schematischer Ablauf der Aufbau- und Erosionsprozesse auf der Mörlifluf.

1 Vorzustand, **2** Burg, **3-4** Zerfall und Erosion.



Der stark strukturierte Faltenjura mit Höhen um 700–1100 Meter ist für Ackerbau wenig geeignet (Panoramio, mi_ammann).

musste. Der Faltenjura mit seinen steilen Hängen bot den mittelalterlichen Menschen zudem wenig Möglichkeiten für eine über die Viehhaltung hinausgehende Landwirtschaft.

Eine mögliche Erklärung für die ungewöhnliche Standortwahl könnte darin zu suchen sein, dass es

den adeligen Burgenbauern weniger um agrarische als um andere Ressourcen ging. Dank breit angelegten Untersuchungen namentlich von Ludwig Eschenlohr wissen wir, dass nach der Auflösung des römischen Reiches und der damit einhergehenden Regionalisierung von Wirtschaft, Handel und Gesellschaft die Eisenerzvorkommen des Jura wieder in den Fokus der Menschen rückten.

Vor ein paar Jahren wurden an der Oberemattstrasse in Pratteln Eisenverhüttungsöfen entdeckt, die ins 5./6. Jahrhundert n. Chr. datieren und den Beginn dieser Entwicklung markieren (vgl. Jahresbericht 2007, S. 38–43). Schon im Laufe des 6. Jahrhunderts suchten die Eisenhandwerker die Juratäler auf, wie neben dem neu entdeckten Verhüttungsplatz in Wahlen etwa die Ausgrabungen von Develier-Courtételle im Delsberger Becken zeigten. Die frühen Hochöfen des 12./13. Jahrhunderts in Langenbruck-Dürstel zeugen eindrücklich von den fortschrittlichen Technologien, die bei der Gewinnung des damals kostbaren Eisens zum Einsatz kamen.

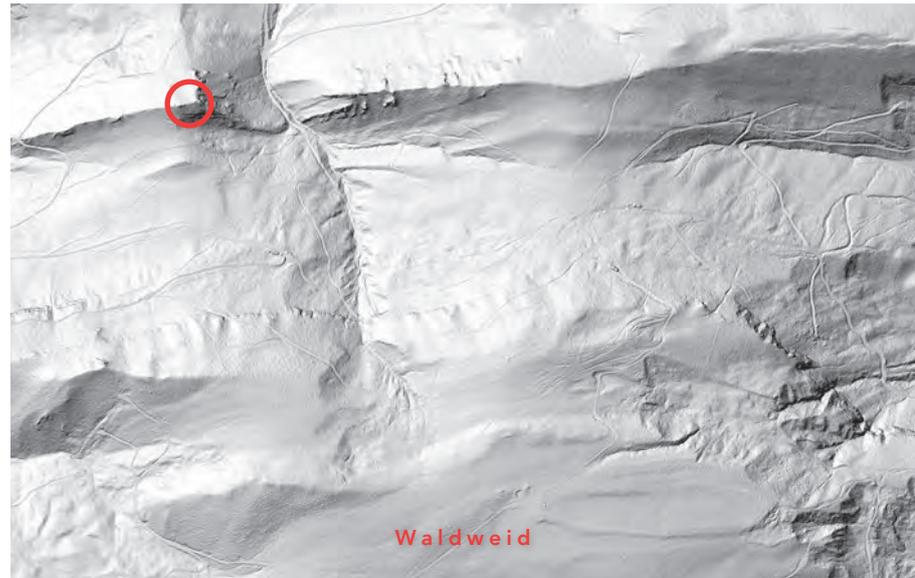


Eisenerz kommt auch im Umfeld der Mörliflugh vor. So stehen erzführende Schichten der sogenannten Passwang-Formation beziehungsweise des unteren Doggers am Nordhang des Burghügels selber an. Über deren Mächtigkeit ist allerdings nichts bekannt. Abbauspuren sind keine erkennbar. Nur einen Kilometer weiter südlich beim Örlenberg hingegen liegen rund um die Waldweid sehr bedeutende Bohnerzvorkommen. Tiefe Furchen im Wald weisen auf möglichen Abbau hin. Ein Netz von alten Pfaden führt, teilweise als Hohlwege ausgebildet, zum einen zur Burgstelle, zum andern aber auch die Steilhänge hinauf zu diesen Vorkommen. Ein weiteres Wegesystem dieser Art führt ostwärts nach Waldenburg. Natürlich ist es schwierig, die Entstehung dieser Wege zeitlich näher einzugrenzen. Dass sie mit dem Erzabbau zusammenhängen, scheint aber naheliegend.

Zu überprüfen wäre schliesslich der Flurname «Örli», der in der Umgebung der Burg gleich mehrfach vorkommt. Auch die Bezeichnung «Mörli»-Flugh geht letztlich auf ein «zum Örli» zu-

rück. Landläufig wird «Örli» oder «Erli» als «Land bei den Erlen» interpretiert, was zumindest aus heutiger Sicht keineswegs in jedem Fall einleuchtet. Weder die Gegend um die Mörliflugh noch der Örlenberg sind typische Erlenstandorte. Steckt im Namen «Örli» deshalb vielleicht der althoch-

Im Lidar-Scan sind südlich und östlich der Mörliflugh (Kreis) zahlreiche Wege zu erkennen, die teilweise in Richtung Waldweid führen.



Blick vom «Erli» bei Diegten zum Naturschutzgebiet Chilpen, wo die tiefen Gräben des Bohnerz- und Lehmabbaus bis heute gut zu sehen sind.

deutsche Name «Er» für Erz? Meint die Verkleinerungsform gar das «kleine Erz», also Bohnerz oder die kleinen Eisenoolith-Kügelchen im Gestein?

Der Flurnamenbefund um die Mörlifluch steht keineswegs allein: Im Umfeld von «Erli» und «Erliacker» in Diegten wurde bis ins 18. Jahrhundert

Bohnerz abgebaut. Auch im Chrützholz, östlich des Erli in Ziefen, sind noch heute Spuren des Abbaus von Bohnerz erkennbar. Bei Pratteln, wo nachweislich im 5./6. Jahrhundert Eisen verhüttet wurde, findet sich ein «Erli» im Bereich von erzführenden Schichten des unteren Doggers. Am Helfenberg bei Langenbruck wird eine Grube im unteren Dogger als «Erliloch» bezeichnet ...

Die Ausführungen zeigen, welch grosses Potential die Suche nach abbauwürdigen Erzlagerstätten im Jura noch birgt. Es bräuchte thematisch weiter ausgreifende Forschungen, um zu verstehen, was die Menschen vor rund 1000 Jahren tiefer in den Jura getrieben hat. Archäologie, Geologie und Flurnamenforschung sind gefordert.

Örtliche Leitung: Jan von Wartburg
 Bericht: Reto Marti und Jan von Wartburg, mit Dank an die Geologen Philippe Rentzel und Peter Bitterli-Dreher
 März und April 2015





Auf der geologischen Karte von Friedrich Mühlberg, die er in den Jahren 1888–1912 aufgenommen hat, treten die bohnerzföhrnden eozänen Tonablagerungen um die Waldweide (gelb mit dichten roten Punkten) deutlich hervor. Die Burgstelle auf der Mörlifluh (Kreis) liegt direkt über dem nördlichen Zugang zu dieser Lagerstätte, deren ursprüngliche Ausdehnung noch genauer untersucht werden müsste.

Was ist natürlich, was von Menschenhand geschaffen? Blick von Ränggen 1 nach Osten zum Felskopf von Ränggen 2, deren Spuren – Mauerreste, Gräben – heute nur noch mit geübtem Auge zu erkennen sind.



Diegten, Ränggen 2: grösser als gedacht

Der Höhenzug «Ränggen» befindet sich auf der Westseite des Diegtertals an der südlichen Gemeindegrenze zu Eptingen. Als Teil der nördlichsten Kette des Faltenjuras verengt er das Diegtertal bis auf wenige Dutzend Meter. Es überrascht daher nicht, dass diese natürliche Talsperre bereits zu früheren Zeiten eine strategische Bedeutung hatte. Die Aussicht gegen Norden, Süden und Osten ist hervorragend. Prähistorische, vor allem keltische und römische Funde deuten auf eine vormittelalterliche Besiedlung oder zumindest intensive Begehung hin.

Die Deutung des Namens «Ränggen» will den Sprachforschern nicht so richtig gelingen. Denkbar ist, dass er im lokalen Dialekt einen felsigen, schrundigen Bergzug bezeichnet. Möglich ist aber auch, dass sein Name auf das Mittelalter und den Ritter Cuonrat Rencke zurückgeht, der 1334 als Gemahl der Elisabeth von Eptingen bezeugt ist. Denn auf dem «Ränggen» standen im Mittelalter mehrere Burganlagen, die in jüngeren Quellen auch als «Rucheptingen» oder «Haselburg» erwähnt sind. Nach allem, was wir heute wissen,

waren diese Festen jedoch nicht über das späte 13. Jahrhundert hinaus bewohnt. Herr Rencke hätte seinen Namen demnach an Ruinen übertragen.

Wie viele Burgen auf der höchsten Erhebung des «Ränggen» standen, ist derzeit gar nicht so einfach zu beantworten. Nähert man sich der Stätte

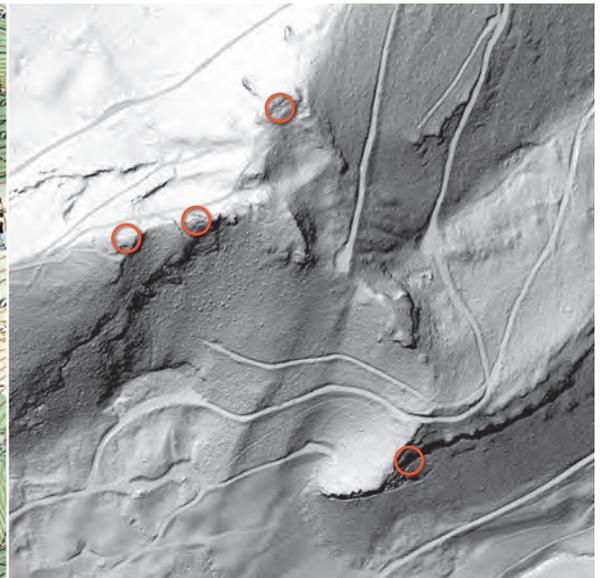
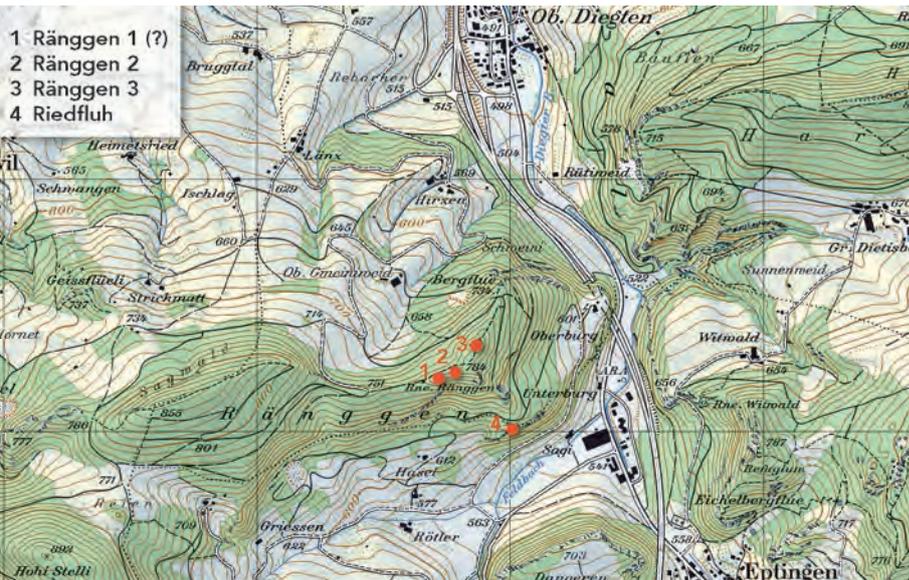
Blick gegen Südwesten auf den Hauptfelsen von Ränggen 2. Die neu entdeckte Mauer 8 liegt am Wegrand ungefähr in der Bildmitte.



Der Rängen zwischen Diegten und Eptingen mit den drei Befestigungsanlagen und der Grottenburg Riedfluh (Bewilligung swisstopo BA16030).

von Westen, fällt als erstes eine steile Böschung auf, die im oberen Bereich durch ein doppeltes Wall-Graben-System geschützt ist. Ob an dieser als Rängen 1 bezeichneten Stelle wirklich jemals eine Burg stand, erscheint fraglich. Denkbar ist, dass man mit dieser Wehranlage lediglich den dahinter sich erstreckenden Bereich zu schützen

suchte. Dort liegen dicht beieinander die Burg-ruinen Rängen 2 und 3. Beide waren in den 1950er Jahren Ziel archäologischer Schürfungen, wobei die Dokumentation leider mehr Fragen aufwirft als beantwortet. Von keiner der drei Anlagen liegen zeitgenössische Quellen wie beispielsweise Urkunden vor.



Etwa 80 Meter östlich von Ränggen 1 ragt der höchste Punkt des Höhenzuges auf: Auf dem felsigen Sporn befinden sich die Reste der Ruine Ränggen 2. Funde weisen auf eine Entstehung im fortgeschrittenen 11. oder spätestens im 12. Jahrhundert hin. Ein auf der Ausgrabung in den 1950er-Jahren angeschnittener Brandhorizont lässt auf einen Abgang der Burg im späteren 13. Jahrhundert schliessen.

Rund 120 Meter nordöstlich dieser Anlage befindet sich die Ruine Ränggen 3, die erst 1953 entdeckt und teilweise ausgegraben wurde. Sie scheint erst im 13. Jahrhundert entstanden zu sein, und auch hier fanden sich Zeugnisse einer Brandkatastrophe, die sich nach dem umfangreichen Fundmaterial zu schliessen im späteren 13. Jahrhundert ereignet haben muss und die das Ende der Anlage bedeutete.

Solange die Reste im Boden nicht besser untersucht sind, bleibt es schwierig, sich ein Gesamtbild zu machen. Wieso drängten sich gleich zwei

oder sogar drei Burgen auf derart engem Raum? Wie standen Ränggen 2 und 3, die nachweislich in derselben Zeit existierten und womöglich sogar gemeinsam einer Feuersbrunst zum Opfer fielen, zueinander? Und wie war das Verhältnis zur kleinen Grottenburg Riedfluh, die etwa von 1050 bis 1200 besiedelt war und nur etwa 300 Meter weiter

Die kleine, gut erforschte Grottenburg Riedfluh liegt nur 300 Meter unterhalb der Ränggenburgen (Joe Rohrer).



Eine der seltenen Grabungsfotos zeigt, dass in den 1950er Jahren auf Ränggen 3 noch erhebliche Mauerpartien erhalten waren

südöstlich in der Nische einer Felswand angelegt worden war? Gehörten die Bauwerke gar zu einer einzigen grossen Wehranlage, ähnlich, wie wir dies von frühmittelalterlichen Fluchtburgen kennen? Ganz auszuschliessen ist dies nicht, auch wenn die ältesten bekannten Funde nicht vor das 11. Jahrhundert zurückreichen.



Ein Kontrollgang im Frühjahr 2015 zeigte, dass einige Mauerabschnitte von Ränggen 2 starker Erosion ausgesetzt sind und in wenigen Jahren wohl nicht mehr erkennbar sein werden. Aus diesem Grund wurde beschlossen, alle heute noch oberflächlich sichtbaren Strukturen der drei Anlagen – seien es Mauerreste, Gräben oder Wälle – dreidimensional einzumessen und zu fotografieren. Um die Mauern nicht noch mehr zu exponieren, wurde auf eine Freilegung verzichtet. Die modernen Einmessungen sollten zudem dazu dienen, die Grabungspläne aus den 1950er-Jahren besser verorten zu können.

Während der Begehungen wies Christoph Reding aus Eptingen auf zwei bisher unbekannte Mauerreste im Bereich von Ränggen 2 hin. Sie zeigen, dass die Burg eine wesentlich grössere Ausdehnung besass als bisher angenommen und sich keineswegs nur auf die beiden höchsten schmalen Felsrippen beschränkte. Mauer 7 liegt als äusserst

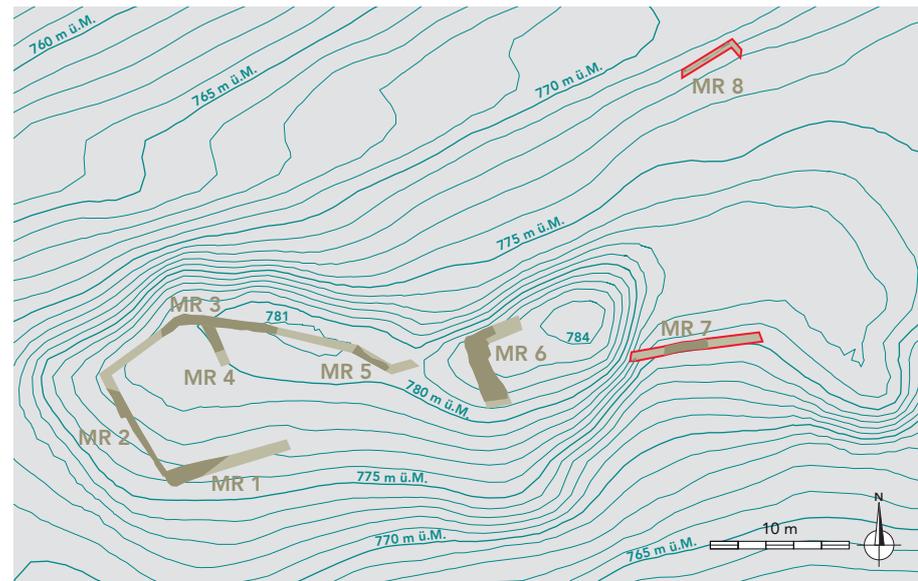
erosionsgefährdete Sperre zwischen zwei Flanken des anstehenden Felses östlich unterhalb des hoch aufragenden Sporns, auf dem das mutmassliche Hauptgebäude der Burg stand. Mauer 8 liegt in der Böschung eines Waldweges etwa 10 Meter nordöstlich unterhalb des Hauptbaus. Sie knickt im Osten deutlich erkennbar nach Südosten hin ab. Ohne Ausgrabungen ist es nicht möglich, genauere Rückschlüsse auf die Funktion der Mauer zu ziehen. Ihre Lage spricht am ehesten für eine nördliche Begrenzung der Burganlage.

Die neu entdeckten Mauerabschnitte zeigen, dass trotz mehrerer Grabungskampagnen wohl noch einige Gebäudereste im Untergrund verborgen liegen. Mit Ausnahme der exponierten und nun dokumentierten Mauerreste sind diese im Boden jedoch bestens geschützt und sollten dies auch bleiben. Auch wenn auf diese Weise noch viele Fragen zu den drei Anlagen offen bleiben, ist die

Erhaltung der Befunde aus grundsätzlichen Überlegungen sicher höher zu gewichten.

Örtliche Leitung: Jan von Wartburg
 Bericht: Reto Marti und Jan von Wartburg
 Juni und Dezember 2015

Aktuell erkennbarer Grundriss von Ränggen 2. Die neu entdeckten Mauerzüge 7 und 8 sind rot hervorgehoben.



Münchenstein, Münchstrasse: eine Zisterne mit unterirdischer Zuleitung

Münchenstein, Münchstrasse. Der Kanal während der Freilegung. Er mündete talwärts in die im Hintergrund erkennbare Zisterne.

Die Archäologie Baselland begleitete im Frühling des Berichtsjahres die Aushubarbeiten für die Erweiterung des Schulhauses Löffelmatt zwischen dem Steinweg und der Münchstrasse. Dieses Gebiet befindet sich im Einflussbereich von gleich vier archäologischen Schutzzonen: im Westen Schloss Münchenstein, im Norden die reformierte

Pfarrkirche, im Süden die frühmittelalterlichen Steinplattengräber im «Göbli» und im Südosten der Steinbruch «Blinden», in dem wiederholt Le-sefunde aus der Altsteinzeit gemacht wurden.

Trotz der beeindruckenden Dichte archäologischer Fundstellen in nächster Umgebung kamen in der Baugrube nur wenige Spuren der Vergangenheit ans Licht: Gegen den Hang im Südosten fand sich ein unterirdischer Kanal, der in eine Zisterne mündete. Seine Seitenwände bestanden aus gestellten und nur grob bearbeiteten Kalkbruchsteinen. Flache Platten aus demselben Material bildeten die Decke. Ein eigentlicher Kanalboden fehlte; der in der Umgebung natürlich anstehende tonige Lehm genügte als Abdichtung. Der Kanal war nicht komplett mit Sediment verfüllt; es floss sogar noch ein wenig Wasser.

Die gemauerte Zisterne besass eine quadratische Öffnung mit einer Seitenlänge von etwa einem Meter. Die Wände war ebenfalls aus grob bearbeiteten Kalkbruchsteinen gefügt, die man ohne grosse Sorgfalt mit einem grauen Kalkmörtel



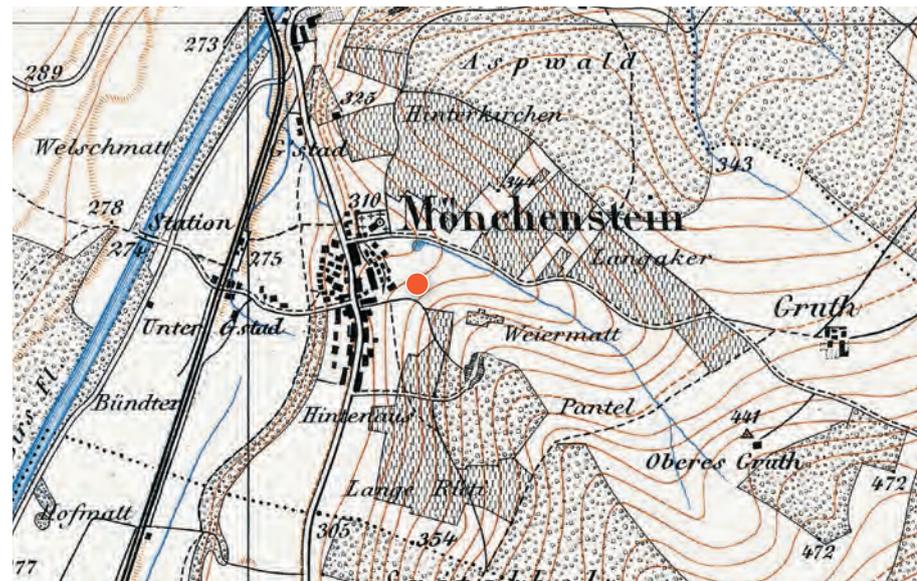
überflastert hatte. Zisterne und Kanal lagen im Verband, dürften also zur gleichen Zeit entstanden sein. Ursprünglich reichte die Zisterne noch einen Meter höher, bis knapp unter die ursprüngliche Geländeoberfläche. Vom dokumentierten Niveau reichte die Zisterne noch etwa einen Meter tiefer. Den Boden bildete auch hier wiederum der wasserundurchlässige tonige Lehm. Nach Aufgabe der Zisterne füllte man sie mit allerlei Siedlungsabfall, Kies und Lehm auf. Die Funde – darunter Biberschwanzziegel, glasierte Teller sowie Steingut- und Fayenceware – datieren die Verfüllung spätestens an den Anfang des 20. Jahrhunderts.

Siedlungsstrukturen direkt um die Zisterne fehlen, so dass anzunehmen ist, dass sie zur Bewässerung eines Gartenbereichs gehörte. Offensichtlich sammelte der Kanal das reichlich vorhandene Hangwasser, das – bedingt durch den wasserundurchlässigen Boden im Bereich der Fundstelle – nur wenig versickert. Interessant ist in diesem Zusammenhang, dass der ehemals an der Oberfläche fließende Gruthbach nur wenige Dutzend

Meter nördlich der aktuellen Fundstelle bis in die 1920er-Jahre zur Wasserentnahme gestaut wurde. Dies ist in der Siegfriedkarte von 1879 deutlich zu erkennen.

Bericht und örtliche Leitung: Jan von Wartburg
März 2015

Die Siegfriedkarte von 1879 zeigt, dass nur wenig nördlich der Fundstelle (roter Punkt) der Gruthbach zu einem Weiher gestaut wurde.





Oltingen, Schafmattstrasse 69. Blick in den Dachstock mit dem jahringdatierten Stuhl von 1558/59.

Oltingen, Schafmattstrasse 69: Speicherraum im Dach

Oltingen mit seinem Ortsbild von nationaler Bedeutung ist bekannt für seine stattlichen frühen Steinbauten. Das aktuell untersuchte Gebäude an der Schafmattstrasse ist das untere von zwei aneinander gebauten Wohnhäusern, die traufständig an der leicht abfallenden Strasse stehen. Mehrere bauliche Indizien bestätigen eine frühere funktionale Verbindung des Komplexes. So besitzen die beiden Gebäude eine gemeinsame Brandmauer mit Durchgängen. Die älteste Phase der Häuser datiert wahrscheinlich ins Spätmittelalter, womit es sich um für die Region sehr früh in Stein aufgeführte Profanbauten handelt.

Aus der Bauzeit des untersuchten Objekts stammen die aus lokal abgebauten Kalktuffsteinen gefügten Giebelmauern mit einem bis zwei erhaltenen stichbogigen Fenstern. Ein massiver Umbau erfolgte 1535/36 mit dem Einbau eines neuen Dachstuhls inklusive Dachbalken sowie der internen Unterteilung zumindest des ersten Dachge-

schosses. Mit der Übernahme des Mauerverlaufs der darunter liegenden Wohngeschosse entstanden hier ein mittlerer Erschliessungsbereich und zwei seitliche gemauerte Lagerkammern. Letztere waren jeweils durch eine Stichbogentüre mit Kalksteingewände zugänglich.

Der Lagerraum mit den Türnische von 1535/36 und der Türe von 1558/59.



Der Erschliessungsbereich mit Türe in den Lagerraum. Rechts die Blockstufentreppe, die ins obere Dachgeschoss führt.

Ein in den Dachräumen ausgebrochener Brand zerstörte das ganze Dach. So musste bereits zwanzig Jahre später, im Frühjahr 1559, ein neues Gerüst auf die alten Balken gestellt werden. Der neue, zweigeschossige liegende Stuhl bestand aus geboilten Föhrenbalken, die Verbindungen besassen

Hakenblätter. Die Lagerräume wurden wiederum mit Tonplattenböden versehen, der eine Raum zudem mit einem vergitterten internen Fenster. Vor 1680 wurde vor den ursprünglich unverbauten, hangabwärts gelegenen Giebel eine dreigeschossige Laube gesetzt. Später wurde die strassenseitige Fassade zuerst um einen gemauerten Kniestock von 1,3 Metern und im 19. Jahrhundert um einen weiteren Meter durch Holzständer erhöht. Die Aufschieblinge setzte man entsprechend weiter oben an die Sparren.

Für beide Wohnhäuser fehlen Hinweise auf dazugehörige Ökonomiebauten. Eine mögliche Erklärung dafür wäre, dass die Bewohner mit der grossen Lagerkapazität in den Dachräumen genügend Verdienst erwirtschaften konnten. Oltingen liegt nämlich am Fuss der Schafmatt, das Untersuchungsobjekt sogar direkt an der Strasse zu diesem Passübergang, der bis weit ins 18. Jahrhundert als östlichste Juraquerung in baslerischem Territorium eine wichtige Verbindung zwischen der Stadt und



Aarau darstellte. Dass im Dorf Getreidelagerung in grösserem Stil von Bedeutung war, legt auch eine Zeichnung des Geometers Georg Friedrich Meyer aus dem Ende des 17. Jahrhunderts nahe, die drei Mühlen und einen grossen Steinspeicher zeigt.

Durchführung: Claudia Spiess und Anita Springer
 Bericht: Anita Springer
 Dendrochronologie: Raymond Kotic, Dendron Basel
 Juni 2015

Auf Meyers Skizze der Zeit um 1680 sind das untersuchte Gebäude (rot), ein Steinspeicher (grün) sowie die Mühlen (blau) hervorgehoben.



108

Zuntzen von Mittag aufu. 108.
 gezeichnet 12 Aug 1749.

Zin flun.



Zuntzen, Mühlegasse 9.
 In der Federzeichnung
 «Zuntzen von
 Mittag anzusehen»
 von Emanuel Büchel
 aus dem Jahr 1749
 ist die stattliche
 Gebäudegruppe der
 Mühle (rechts) gut zu
 erkennen (Staatsarchiv
 Basel, Bild Falk. Fb 9,5).

Zunzgen, Mühlegasse 9: ein verborgenes spätgotisches Bijou

Der Abbruch der baufälligen Fabrikgebäude bei der alten Zunzger Mühle gab Anlass zu einer Dokumentation des noch vorhandenen historischen Baubestands. Bereits im 15. Jahrhundert war von einer Mühle in Zunzgen die Rede. Wo sich diese befand, ist nicht überliefert. Doch seit mindestens 500 Jahren stand die Mühle stets südöstlich von Zunzgen in der Flur Mülimatt, in direkter Nachbarschaft des Büchels. Das benötigte Wasser wurde bei der heutigen Badi dem Diegterbach entnommen. Georg Friedrich Meyer zeichnete bereits 1681 eine Mühle aus zwei giebelseitig aneinander gebauten Häusern und den dazugehörigen Teich, allerdings fehlten damals Anbauten.

Dass es sich bei diesen Mühlengebäuden einst um zwei prächtig ausgestattete Häuser handelte, lässt sich erahnen, wenn man die detaillierte Studie des Komplexes betrachtet, die Emanuel Büchel 1749 aufs Papier gebracht hat. Zu erkennen ist einerseits ein älterer Mühlenbau mit einem grosszügigen gestuften Vierfachfenster. Davor an der Giebelseite

war eine doppelstöckige Laube angebaut, wo das Wasser in einem hölzernen Kanal, dem Kett, auf die Wasserräder geleitet wurde. Hangwärts ist ein Anbau auszumachen, der heute noch steht und mit «1630» beschriftet ist. Linkerhand steht das Wohnhaus, in dessen Erdgeschoss sich hinter den beiden

Am Rand des Zeichnungsblattes skizzierte Büchel zwei weitere Ansichten des Mühlenkomplexes.



Zustand des Gebäudekomplexes vor dem Rückbau 2015: links das Wohnhaus, rechts der Neubau nach dem Brand von 1896.

gestuften Dreifachfenstern das neuentdeckte Bijou befindet: eine spätgotische Balkendecke.

Nach einem Brand in der Mahlmühle im Herbst 1896 wurde diese wieder neu aufgebaut und 1904 als Fabrikgebäude zum Herzstück der Breunlin

& Cie., der späteren Basler Eisenmöbelfabrik Bemag. Im hangseitigen Anbau des Fabrikgebäudes dürften bis zum Abbruch im Berichtsjahr noch Teile vom Bau von 1630 erhalten gewesen sein. Eine entsprechende Inschrift ist am Türsturz des hangseitigen Eingangs angebracht. Das Wohnhaus ist dem entsprechend also älter als 1630. Mit Hilfe der Jahrringdatierung wurden dann auch die entsprechenden Baudaten gefunden: Die eichenen Deckenbalken des ebenerdigen Kellers wurden im Frühjahr 1555 geschlagen.

Die neu entdeckte, spätgotisch profilierte Decke in der Stube im Erdgeschoss wird ebenfalls aus dieser Zeit stammen. Sie gewährt einen letzten

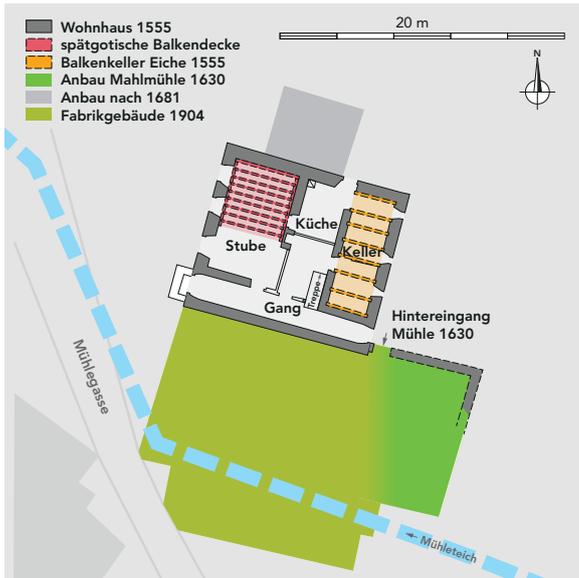


>
Gesamtplan der
Zunzger Mühle.

Eindruck von der ehemals reichen Ausstattung. Auch die Wände der Stube waren einst rundum in gleicher Manier vertäfert. Im Kanton Basellandschaft sind bisher erste wenige Decken dieser Art bekannt: eine in Buus, datiert 1552, und eine in Wenslingen aus der Zeit um 1560.

In der Brandmauer zwischen beiden Häusern fand sich ein Balkenstumpf eingemauert, dessen Datum von 1464 erstaunt. Stammt er von einem älteren Bauwerk, vielleicht der 1896 abgebrannten Mahlmühle, die Büchel noch gezeichnet hat? Einen weiteren Hinweis auf schon lange verschwundene,

Dass im abgebrochenen Fabrikgebäude noch Reste der Mühle von 1630 steckten, zeigt diese vermauerte Türe mit Baujahr.



Die spätgotische profilierte Balkendecke ist unter dem jüngeren Täfer sehr gut erhalten.

reich ausgestattete Decken gibt zum einen ein Deckenbalken aus Eiche, der als Antrittsposten der Treppe ins Obergeschoss wiederverwendet wurde. Er ist nicht datiert, gehört aufgrund seiner Form und des Materials aber ebenfalls zu einer älteren Ausstattung. Zum anderen ist ein Deckenbrett mit

gemalten pflanzlichen Motiven in Grau- und Rottönen sekundär verbaut.

Der 1765 im Zusammenhang einer leichten Erhöhung und Umbau der Räumlichkeiten errichtete Dachstuhl gibt Einblicke in das Handwerk der Zimmerleute. Mehrfach liess sich an den Dachbalken beobachten, wie Linien gerissen oder mit rötelgetränkte Schnüre geschlagen wurden. Auf diese Weise haben die Zimmerleute Winkel und Verbindungen aufgerissen, nach denen die Balken abgezimmert werden sollten. Im Dachstuhl war mindestens eine Kammer für Bedienstete eingerichtet, und viele mit Kreide angebrachte Zählstriche zeugen von den in grosser Zahl eingelagerten Kornsäcken.



>
Zum Vergleich: profilierte Balkendecke mit zugehörigem Wandtäfer im Kleinen Klingental in Kleinbasel, datiert 1508.

Die Denkmalpflege Baselland setzt sich für eine Erhaltung des Wohnhauses ein. Schade nur, dass dieses Gebäude so lange der Vergessenheit und Bedeutungslosigkeit anheim gefallen war.

Durchführung und Bericht: Claudia Spiess
Freilegung der Decke: Jakob Steinmann, Waldenburg, im Auftrag der kantonalen Denkmalpflege
Dendrochronologie: Raymond Kotic, Basel
November und Dezember 2015

Profilierte Balkendecke
in Buus, Hauptstrasse 8,
datiert 1552.



Arlesheim, Hauptstrasse 40: ein unauffälliges Wohnhaus

Arlesheim,
Hauptstrasse 40. Die
Stube im Erdgeschoss
mit Blick zur Küche.

Das untersuchte Steingebäude, das derzeit umgebaut wird, liegt heute versteckt hinter einem modernen Flachdachvorbau in einer Hausreihe an der Hauptstrasse. Ursprünglich war letztere bloss die «Hintere Gasse» am Rande des alten Dorfkerns. Die Fassaden und die Wohnnutzung richteten sich demnach Richtung Dorfplatz mit Brunnen und

Ermitagestrasse im Südosten aus. Im Strassengeviert zwischen Hauptstrasse und Dorfplatz ist eine lichte Überbauung mit vielen Vorgärten anzunehmen.

Von der ursprünglichen Ausrichtung des Gebäudes zum Platz hin zeugen die Schiebebretterdecke mit Zierdeckleisten und eine Ofennische im heutigen Eingangsbereich, der früher eine Stube war. Diese nahm einen Viertel des Wohnhausgrundrisses ein. Dahinter schloss die Küche an. Der Rauchschlot verlief an der Giebelmauer über die Dachhaut hoch. Neben dem gemauerten Ofenbereich standen bis zum Umbau 2015 Reste einer Holzwand mit drei gefasten Eichenständern und einem jeweils dazwischen gestellten Brett aus der Bauzeit 1659/60. Vom Küchenraum aus erfolgte über eine noch an ursprünglicher Stelle gelegene Treppe der Zugang zum Obergeschoss sowie der Zutritt in den östlich anstossenden Raum. Ausserdem ist hier ein Hauseingang zur rückwärtigen Gasse anzunehmen. Später wurde die Herdstelle mit einer Holzwand vom Erschliessungsbereich abgetrennt. Ein Keller fehlt.



Die östliche Hälfte des Bauwerks konnte im Erdgeschoss nicht untersucht werden, da sich darin ein Ladengeschäft befindet, das vom Umbau nicht tangiert ist. Aufgrund der Decke, die wegen einem Versatz der Innenwand trotzdem sichtbar ist und gefaste Eichenbalken mit einem Schiebeboden aufweist, ist hier mit zwei weiteren ausgebauten Kammern zu rechnen. Der einstige Ökonomieteil könnte sich aufgrund der Darstellung auf einem Katasterplan von 1828 im nordöstlichen, niedrigeren Teil des heutigen Liegenschaftskomplexes Nr. 10, befunden haben.

Die interne Erschliessung ins Obergeschoss führt in eine zweite Küche. Die beiden Herdstellen aus der Bauzeit belegen ein Zweiparteienhaus, das von Anfang an horizontal unterteilt war. Von der Küche aus erreichte man einen kleinen Anbau, wohl eine Laube oder ein Abort, wie er im erwähnten Katasterplan noch verzeichnet ist. Am Bestand ist er durch hineinreichende Deckenbretter sowie eine leere Nut unter einem der Dachbalken, die einen einstigen Fassadenständer anzeigt, noch abzulesen. Der Ständer stammt nicht von einem

Oberbau aus Fachwerk, wie er sonst in der Region vorkommt, denn der Rest des Obergeschosses ist gemauert.

Platzseitig lagen zwei Stuben, auch sie durch eine Ständerwand mit Schwellen und Füllung aus stehenden Brettern abgetrennt. Eine der beiden mit

Lage des Objekts im Katasterplan 1827/28 von Philipp Jakob Siegfried mit dem Strassengeviert zwischen Dorfplatz und heutiger Hauptstrasse (Staatsarchiv Baselland).



Eine der Dachkammern
mit diversen Lagen
von Tapetenresten
und zerschnittenem
Stuhlgerüst.

Doppelfenster auf zwei Seiten war mit einem Wandschrank ausgestattet, der sich durch einen Abdruck an der Decke noch verrät. Zwischen den gefasten Deckenbalken waren die Bretter nicht – wie sonst unter dem Dachboden üblich – über die Balken gelegt, sondern eingeschoben. Sie waren von Anfang an grau grundiert und mit weissen

Sprenkeln verschönt. Um das Herunterrieseln von Dreck und Staub aus dem Zwischenboden zu verhindern, legte man über die Spalten der Deckenbretter einfache Latten. Auch in der rückwärtigen Kammer neben der Küche waren die Deckenbretter eingeschoben. Da sie hier überfalzt waren, erübrigten sich die Deckleisten.



Eine Wendeltreppe führt in den Dachraum, dessen Osthälfte zwei Dachkammern einnehmen. Wie oft in solchen Situationen sind auch hier die Stuhlgerüste vielschichtig tapeziert. Zudem wurde beim Fenstereinbau der Dachstuhl verschnitten und geschwächt – ein ebenfalls häufig anzutreffender Befund. Der eingeschossige liegende Stuhl mit Sparren besteht aus Eiche, Tanne und Föhre; es wurde also Holz verwendet, welches gerade verfügbar war. Anders bei den eichenen Deckenbalken des Erdgeschosses: Zwei der Balken weisen in ihrer halben Länge Kerben vom Befestigen auf einem Floss auf. Da Eichenholz sehr schwer ist, wurde es beim Transport auf dem Wasser auf die besser schwimmenden Nadelhölzer gebunden und

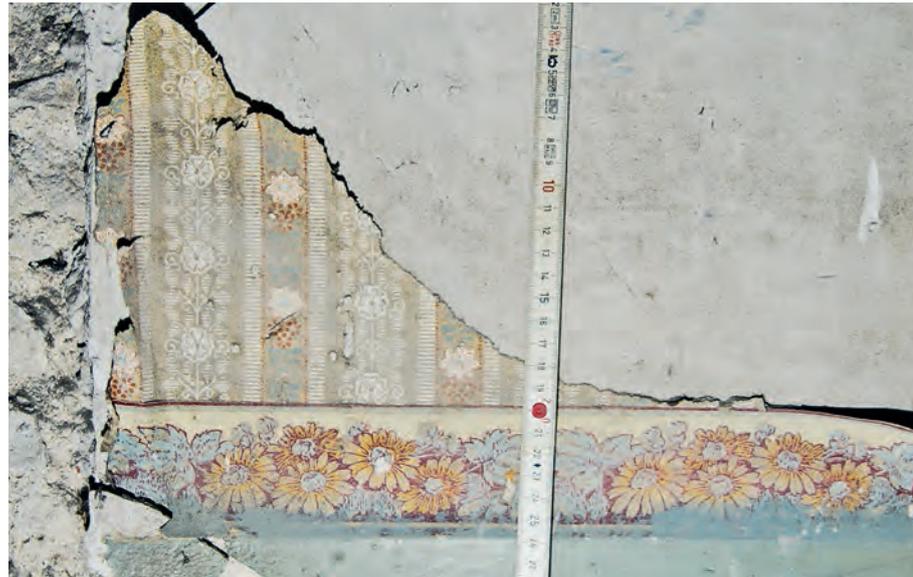
so mittransportiert. Zurzeit sind aus Arlesheim vier Beispiele von geflösstem Bauholz bekannt, die alle dendrochronologisch ins 17. Jahrhundert datieren. Das Holz wurde in den Jurahöhen geschlagen. Die Laufener Sägereien lieferten nachweislich ab dem 16. Jahrhundert Schnittwaren, vor allem Dielen und Latten, über die Birs nach Basel. Da Arlesheim an der Transportroute liegt, ist es nicht erstaunlich, dass die hiesigen Zimmerleute und Bauherren von dem praktischen Angebot Gebrauch machten.

Ein Mauerversatz im Erdgeschoss, eine partielle Vormauerung, welche die Stubendeckenbalken zu tragen hatte, sowie ein entfernter Wandabschnitt könnten auf eine ältere Parzellenbebauung hindeuten. Ansonsten kann man davon ausgehen, dass das Untersuchungsobjekt und die postulierte dazugehörige Ökonomie gleichzeitig mit gemeinsamer Brandmauer erstellt wurden. Das westlich anschließende Gebäude erstreckte sich anfänglich fast vier Meter weniger weit in Richtung Platz und besass einen niedrigeren First als das nun unter-

suchte Wohnhaus, wie zugesetzte Fensternischen im Randbereich des Giebels zeigen.

Durchführung und Bericht: Anita Springer
Dendrochronologie: Raymond Kotic, Basel
Dezember 2015

Tapete im Biedermeier-Stil mit senkrechten Blümchenstreifen, erste Hälfte 19. Jahrhundert.



Allschwil, Oberwilerstrasse 30: ein Bauernhaus von 1678

Allschwil,
Oberwilerstrasse 30.
Die Strassenfassade
vor dem Umbau
(Martin Schilling).

Das Bauernhaus steht mit der Traufseite leicht zurückversetzt an der ansteigenden Strasse, die durch das Langholz nach Oberwil führt. Es ist in der regionaltypischen Fachwerkbauweise errichtet. Der Kernbau besitzt fünf Bundfelder und eine quer verlaufende Innenwand. Sein Gerüst besteht voll-

ständig aus Eichenholz; die Ständer und Wandstreben laufen von der jeweiligen Grundschwelle zu Dachbalken und Rähm hoch. Die Längenmasse von 19 auf 9 Meter entsprechen durchaus der damaligen Norm.

Das dem Dorf zugewandte Bundfeld diente Wohnzwecken. Dabei waren die hangabwärts gelegene Stube und die Nebenstube mit einem von aussen zugänglichen Balkenkeller unterfangen. Dieser war vollständig ausgemauert, was nicht selbstverständlich ist. Erdkeller stach man häufig einfach im lehmigen Untergrund aus und überputzte danach die Wände schlicht. Die Raumhöhen der Kammern sind mit 2,3 bis 2,4 Metern grosszügig bemessen.

Der angrenzende Teil enthielt den Eingangsbereich mit einer Erschliessung ins Obergeschoss und rückwärtig eine Küche mit Aussenbackofen. Es schloss ein Segment mit Ställen an, wobei der strassenseitige Raum als Pferdestall oder (spätere)



Sommerstube interpretiert werden darf. Dann folgten das Tenn mit sich zum Platz öffnendem Scheunentor und schliesslich ein weiterer Stall. Im Obergeschoss befanden sich über den beheizten Stuben zwei bewohnbare Kammern. Der Erschliessungsbereich führte auf eine kleine Laube. Über dem Küchenraum lag ein Räucherzimmer mit Funkenfang. Der Rauch entwich offen durchs Dach, weshalb das zwischen Heulager und Wohnbereich liegende Giebfeld bis zum First zwecks Brandschutz mit Lehmflechtwerk geschlossen war. Das Volumen über den Ställen diente der Lagerung von Winterfutter und Vorräten. Als konstruktive Eigenheit sei hier noch ein Spannbalken mit Schloss erwähnt, der sich in der Firstflucht über die Breite des Tenns erstreckt und wegen des Fehlens einer internen Querwand das Gerüst versteifen und stabilisieren soll.

Bereits im ursprünglichen Bau scheinen die grosszügigen Ställe, die mehr Vieh Platz boten als für den Eigenbedarf nötig, einen gewissen Reichtum

zu attestieren. Später – aufgrund einer verbauten Zeitung eventuell 1890 – wuchs der Platzbedarf der Zweibeiner. Die Wohnung wurde mit dem Ausbau der Wirtschaftsräume Richtung Tenn erweitert. Die fehlende Stallfläche kompensierte man mit dem Anbau eines zusätzlichen Segments

Blick auf die Garbenbühne oder «Brügi». Über das Tenn führt ein Spannriegel mit Schloss.



Der Sturz des
Tennbogens mit
Jahrzahl «1678»
und angeblatteter
Hängesäule.

hangwärts mit gemauertem Sockelgeschoss. Der Oberbau und die beiden Traufseiten bestehen aus stockweise abgebundenem Nadelholz. Diese im Vergleich zur Technik des Kernbaus jüngere Bauart entspricht der regional üblichen Entwicklung der Fachwerkkonstruktionen. Mit dem Ausbau des

Gebäudes verschwand die Laube. Die platzseitigen Aufschieblinge wurden über den Wohnräumen angehoben, um dank grösseren Fenstern fortan im Innern mehr Licht zu gewinnen. Die ursprünglich mit Lehmflechtwerk ausgefachten Aussenwände wurden mit Backsteinen ausgemauert. Lediglich bei den Innenwänden hat sich die herkömmliche Wandgestaltung erhalten.



Das Tenntor erscheint als zentrales gliederndes Element der strassenseitigen Trauffassade. Bezüglich Repräsentation mag es eine wichtige Rolle gespielt haben, lässt es doch auf einen eigenen Wagen und eigenes Wirtschaftsland schliessen. Das Baujahr des Gebäudes «1678» ist im Sturz des Tores eingraviert. Bei näherer Betrachtung zeigt sich zudem eine geometrische Ritzverzierung, die einst über beide Flügel lief. Vergleiche aus anderen Baselbieter Gemeinden datieren aus der Zeit um 1760 bis 1780. Möglicherweise stammt diese «Kunst am Bau» aber auch bereits aus der Bauzeit und wurde vor oder anlässlich der Montage des

Tors angebracht. Weitere Abklärungen müssen zeigen, ob sich der Ritzdekor und die Verzierung mit Schnurschlag aus Russ zeitlich unterscheiden lassen. Im Weiteren finden sich am Sturz des Mannstors sogenannte Klauen, halbrunde randliche Abschnitte. Die Holznägelköpfe der Torflü-

gel sind kantig geschnitzt. Weiteres Schmuckwerk am stets holzsichtigen Fachwerk fehlt.

Durchführung: Claudia Spiess und Anita Springer
Bericht: Anita Springer
März und Juni 2015

Flugfette über dem Ökonomiebereich (links) und Tenntor mit hervorgehobenen Spuren eines geometrischen Ritzmusters.



Liestal, Gasthof Sonne,
Blick in Richtung Regierungsbau-
gebäude. Die
Fotografie von Arnold
Seiler aus dem Jahr
1864 zeigt rechts die
Wirtshäuser Schlüssel
und Sonne (mit Schild),
sowie den noch vor der
Rosengasse stehen-
den Sinnbrunnen. Der
Mann rechts steht
ungefähr über der un-
terirdischen Kammer.



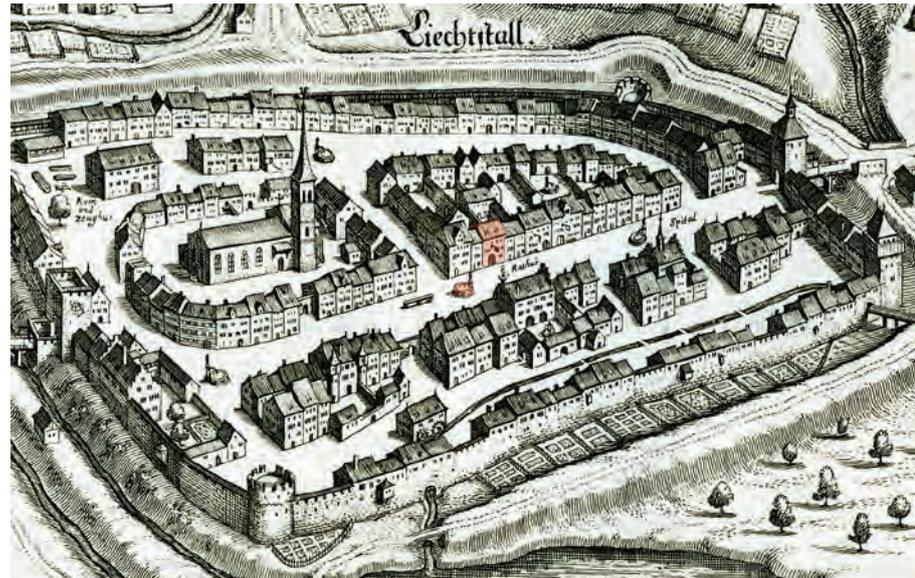
Liestal, Gasthof Sonne: ein unterirdisches Waschhaus in der Rathausstrasse

In der Rathausstrasse befindet sich das altherwürdige Wirtshaus «Zur Sonne», wo über viele Jahrhunderte hinweg bis 1953 Gäste bedient wurden. Wegen geplanten Veränderungen wurde die Archäologie Baselland auf das Gebäude aufmerksam. Es stellte sich jedoch heraus, dass frühere Umbauten die ältere Bausubstanz im Innern weitgehend zum Verschwinden gebracht hatten. Inschriften an der Fassade bezeugen ältere Baumassnahmen bereits um 1680 und 1750. Bemerkenswert ist heute einzig der Dachstuhl mit originaler Hängesäule.

Eine Überraschung bot hingegen der Untergrund: Ausserhalb des Gebäudes, unter dem Trottoir, steckt ein vom Keller des Hauses her begehbarer überwölbter Raum im Boden. Er misst knapp drei auf drei Meter und ist 2,12 Meter hoch. Die Um-mauerung besteht aus Kalkbruchsteinen, der Fussboden war ehemals mit Kopfsteinen gepflastert. Das Türgewände zum Untergeschoss des Gasthauses und die Gewölbe sind aus Tuffsteinquadern gefertigt.

In Richtung Regierungsgebäude, also strassabwärts nach Norden, führt ein überwölbter Gang. In der strassenseitigen Mauer ist ein etwa meterhoher, gemauerter ehemaliger Zulauf mit Backsteinen und Zement zugesetzt. In der südlichen Ecke des Raums steht auf der Pflasterung ein 141×67

In Merians Stadtansicht von 1642 sind das Wirtshaus gegenüber dem Rathaus und der Sinnbrunnen rot hervorgehoben.



Die unterirdische
Kammer mit
Waschtrog und
zugemauertem
Frischwasserzulauf.

Zentimeter grosser Trog aus Backsteinen und Zement. Über eine allfällige ältere Ausstattung ist nichts bekannt.

In der Mittelachse der Rathausstrasse verläuft – wie auf historischen Abbildungen ersichtlich – minde-

stens bis Ende des 17. Jahrhunderts ein gemauerter Kanal, der von der Oristalquelle Brauchwasser zum Spitalbrunnen und weiter zum zentral gelegenen Sinnbrunnen führte. Zur unterirdischen Kammer vor dem Wirtshaus Sonne wurde Wasser aus dem Kanal mit einer Querleitung abgezweigt,



um es über den knapp mannshohen überwölbten Gang wieder abzuleiten. Letzterer scheint auf den ehemaligen Sinnbrunnen eingangs Rosengasse zu zielen.

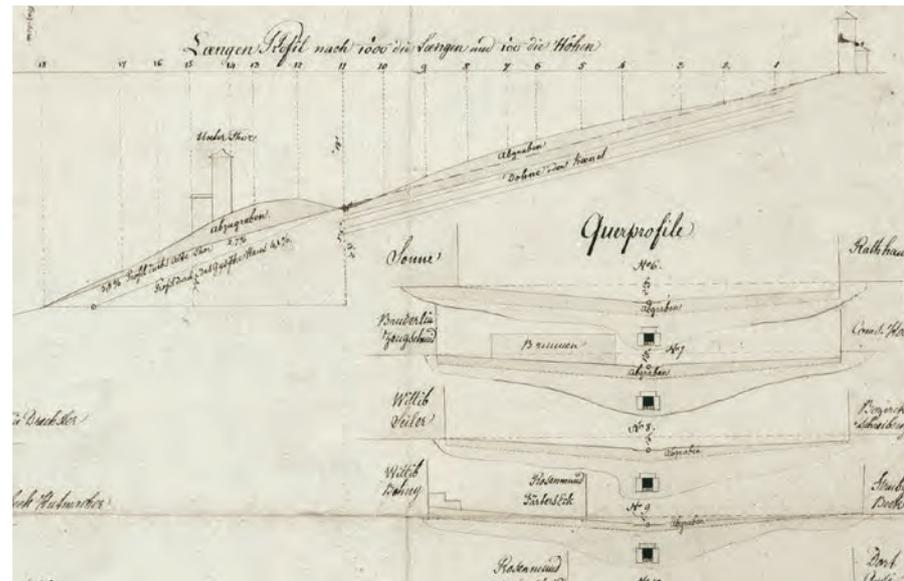
Es ist anzunehmen, dass es sich bei der Kammer um das in den Brandlagerakten 1911 erwähnte Waschhaus handelt. Auch die Verbindung mit einem Eiskeller ist denkbar, der gemäss derselben Quelle 1904 erstellt wurde. Offensichtlich besass das Gasthaus einen eigenen Zugang zum Brauchwasser. Aus Basel ist bekannt, dass sich unter anderem Gastwirte das Recht auf Ableitung von sauberem Brunnenüberlauf erkaufen konnten. Die

<
Der mit Schutt
verfüllte Gang führt
strassabwärts
in Richtung
Sinnbrunnen.

Liestaler Wasserversorgung und das Abwasser-Management bedürfen noch weiterer Erforschung.

Durchführung und Bericht: Claudia Spiess
Januar 2015

In Plänen zur Neuführung der Rathausstrasse von 1825 ist im Profil zwischen «Sonne» und Rathaus der gemauerte Wasserkanal eingetragen.



Laufen,
Delsbergerstrasse 90.
Strassenseitige Ansicht
des mittlerweile
abgebrochenen
Bauernhauses.



Laufen, Delsbergerstrasse 90: ein Kleingrund geht, ein Grossbauprojekt kommt

Glücklicherweise hatte die über beinahe hundert Jahre konstante Eigentümerschaft im Falle der Liegenschaft an der Delsbergerstrasse 90 zur Folge, dass während der gesamten Nutzungszeit sehr wenige bauliche Veränderungen und Modernisierungen stattgefunden haben. Somit zeigte sich das Objekt vor seinem Abbruch in erstaunlich und beachtenswert ursprünglicher Form. Raumkonzept, Fassadengestaltung, Dachstuhlkonstruktion und Innenausstattung repräsentierten ein umfassendes Abbild der Bau- und Lebensweise des ersten Viertels des 19. Jahrhunderts in unserer Region. Das Gebäude war zudem an seiner Lage ein wichtiger baulicher Zeuge, welcher der vorindustriellen städtischen Ausdehnung ein Gesicht gab. Leider wurden beim Abbruch viele Kleinobjekte und Gerätschaften unbesehen entsorgt. Das ist umso mehr zu bedauern, weil sie volkskundlich wertvoll und ihr Zusammenhang mit den Besitzern bekannt gewesen wären.

Das Bauernhaus befand sich an der Ausfallstrasse Richtung Delsberg. Es stand freistehend und traufständig zur Strasse. Hinter dem Haus erstreckte

sich ein Obstgarten. Vorerst ziemlich allein auf weiter Flur, wurde es im Laufe des späteren 19. Jahrhunderts in die wachsende Industriezone eingebettet, welche die Fortsetzung der mittelalterlichen Vorstadt bildete. Es lag fortan zwischen der 1880 erbauten Brauerei und der Laufener Ziegelei. Eine Jahrringdatierung der Bauhölzer wurde

Die rückseitige Fassade mit Laubenanbau und Obstgarten.



Ein Stück aus
Linoleum bereichert
unsere Sammlung:
Teppichimitation.

nicht durchgeführt. Die Fassadeninschrift «1824» stimmte mit den klassizistischen Bauteilen und Elementen aus der Biedermeierzeit überein, der Zeit der Fassadenumgestaltung. So offenbarte der Wohnteil mit den drei regelmässig angeordneten Fensterachsen, dem pilasterartigen Türgewände

mit horizontaler Giebelverdachung und den stilistisch dazu passend gestalteten Blendpfeilern an den Hausecken eine Gestaltungssprache des frühen 19. Jahrhunderts.

Ein vermauertes Fenster im Obergeschoss des Südgiebels liess auf einen älteren Bau mit einer etwas anderen Fensterverteilung schliessen. Auch die Ökonomie mit dem flach stichbogig überspannten Tenntor spiegelte eher ältere, barocke Züge. Auch die beiden Lüftungsfenster im Heubodenbereich fanden mit ihren altertümlich gefasten Steingewänden keine zeitgleichen Entsprechungen am Wohnhaus. Der Ursprung des Gebäudes dürfte somit ans Ende des 18. Jahrhundert zu setzen sein.

Der First lief über Wohn- und Wirtschaftsteil durch. Der Stuhl war über die ganze Gebäudelänge einheitlich. Er war zweigeschossig, unten liegend und oben stehend konstruiert, ohne Firstpfette. Der Wohnhausteil mit rund 80 Quadratmetern Fläche pro Geschoss war seit Bestehen fast vollständig unterkellert. Die beiden gleichgrossen Kellerräume könnten für eine bereits ursprüng-



liche Nutzung durch zwei Parteien sprechen; die massive Trennmauer dazwischen halbierte den Grundriss des Gebäudes parallel zur Traufe. Diese Raumunterteilung zog sich vom Keller bis unter die Dachbalken durch. In den Obergeschossen trennte die Innenmauer jeweils die beiden strassenseitigen Wohnräume von der gartenseitig untergebrachten Küche und der Nebenkammer.

Gegen ein von Beginn weg von zwei verschiedenen Besitzern genutztes Gebäude sprechen allerdings das Fehlen eines zweiten Stalles und die verpasste Gelegenheit, die später angebaute Laube als externen, unabhängigen Zugang ins Obergeschoss zu gestalten. Die partiell freigelegten Decken in den beiden Küchen ergaben keine Klärung hinsichtlich bauzeitlicher Kaminwechsel und damit keine Rückschlüsse auf die Anzahl der Küchen im Laufe der Zeit. Auffällig waren die Niveauunterschiede zwischen Wohn- und Wirtschaftsteil. So bedingte der halb eingetiefte Keller ein Hochparterre. Die Tenneinfahrt befand sich damit lediglich einen Meter über dem Kellerboden, aber 1,2 Meter unterhalb des Ganges. Diese unterschied-

lichen Bodenniveaus führten zu einer optischen Überhöhung des Wirtschaftsteiles.

Untersuchung: Claudia Spiess und Anita Springer
 Bericht: Anita Springer
 August 2015

Ein sorgfältig
 gearbeitetes Detail:
 Tenntorriegel.



Schönenbuch, Kirch-
gasse 1a. Unter dem
flächigen Verputz kam
bei den Renovations-
arbeiten eine Fach-
werkkonstruktion zum
Vorschein.



Schönenbuch, Kirchgasse 1a: ein importiertes Pfarrhaus und sein Denkmalwert

Das einstige Pfarrhaus von Schönenbuch erhielt im Berichtsjahr einen neuen Besitzer und damit einhergehend einen umfangreichen «Tapetenwechsel», der die Bauforschung auf den Plan rief. Das verputzte Riegelhaus wird im Bauinventar Baselland als «schlichter Biedermeierbau mit stattlichem Krüppelwalmdach, der die wechselvolle Geschichte vom Elsässischen Judenhaus zum Schönenbucher Pfarrhaus illustriert», beschrieben. Es handelt sich hierbei also um eines der wenigen bekannten translozierten Gebäude im Kanton.

Spannend für die Bauuntersuchung war die Frage, welche Kompromisse der Umzug des Hausgerüsts erforderte. Inwiefern wurde Aufwand betrieben, um Holz zu flicken, inwiefern wurde darauf verzichtet und stattdessen gemauert. Bestand schon immer ein Halbwalmdach oder wurde dieses – wie in Schönenbuch häufiger anzutreffen – erst für seinen neuen Standort so «umkonstruiert»? In welchem Ausmass wurden die Innereien der neuen Mode und die äussere Gestalt der neuen Funktion angepasst?

Im Katasterplan von 1782 ist der Bereich des Kirchengeländes noch nicht bebaut. Die Dorfkirche wurde erst 1825 errichtet, zehn Jahre nachdem die Gemeinde im Wiener Kongress dem Basler Gebiet zugeschlagen worden war. 1837 erhielt das Dorf einen eigenen Pfarrer. 1861 wurde es zur eigenen Pfarrei erhoben und damit von der Kirchgemeinde

Blick in die nachträglich angebaute Laube.



Das Gebäude an der Oberwilerstrasse 43 in Allschwil war bis 1793 das Pfarrhaus der Kirchgemeinde, die auch Schönenbuch und Häisingen umfasste.

Allschwil unabhängig. Bisher ging man davon aus, dass das Haus 1837 mit der Einstellung eines eigenen Pfarrers am jetzigen Ort errichtet wurde. Nach der Konsultation der Brandversicherungsakten muss das Baudatum jedoch ins Jahr 1859 verschoben werden, in dem das Gebäude erstmals aufgeführt wird. Auf die Erhebung zur eigenstän-

digen Pfarrei (1861) scheint also bereits mindestens zwei Jahre im Vornhinein konkret hingearbeitet worden zu sein.

Frappant ist auf Fotos der 1940er Jahre die Ähnlichkeit mit dem ehemaligen Pfarrhaus von Allschwil. Beide weisen eine dreiachsige, symmetrisch gegliederte Hauptfassade mit in der Mitte gelegenen Eingang, einen Halbwalmdach sowie Ecklisenen auf. Das Allschwiler Gebäude ist jedoch ein reiner Steinbau. Aufgrund der zugelegten Funktion als Pfarrhaus und des Zeitgeists der Mitte des 19. Jahrhunderts, der die Riegelbauten als unschicklich und ärmlich empfand, darf beim Untersuchungsobjekt ab Wiederaufbau mit einem ganzflächigen Verputz aller Fassaden gerechnet werden. Das «Fertighaus» sollte als Imitation eines Massivbaus in der neuen Pfarrei einen schmeckenden und ehrwürdigen Eindruck erwecken. So wurden die normalerweise beim Fachwerk über die Fassaden ragenden Balkenköpfe bereits vor dem erneuten Aufstellen mit der Säge gekappt. Bündig zum Zapfen abgeschnitten, wurden die neuralgischen Stellen der Konstruktion damit geschwächt.



Die Pfettenköpfe im Dachbereich wurden stehen gelassen. Unzählige Nagellöcher weisen aber auf eine Armierung für eine Überputzung hin. Um dem Kalkmörtel zusätzlichen Halt zu geben, wurde Draht zwischen die Nägel gespannt. Die am ersten Standort ursprünglich mit Staketen und Lehmflechtwerk verfüllten Gefache wurden nun Grossteils mit Kalktuffsteinen ausgemauert, jüngere Reparaturen mit Lochbacksteinen erledigt. Mit der aktuellen Sanierung wurde das Fachwerk nach neuestem Gusto freigelegt, womit das Gebäude seine Charakter als Pfarrhaus des frühen 19. Jahrhunderts verliert. Gerade in Verbindung mit der damaligen Funktion des Gebäudes kam dem alles überziehenden Putz eine Kernaussage dieses Denkmals zu, verweist er doch auf die damalige mangelnde Wertschätzung von Riegelbauten und die Wichtigkeit der Repräsentation dieses Bauwerks. Nun aber ist das einstige Pfarrhaus mit dem Umbau zu einem sorgfältig restaurierten, aber gewöhnlichen Riegelhaus geworden.

Das Gebäude stand ursprünglich an einem unbekanntem Ort in einem der beiden Dorfteile

der Nachbargemeinde Hagenthal. Aufgrund des Raumkonzeptes können wir nicht sagen, ob es sich einst giebelständig oder wie aktuell mit einer Traufe als Schauseite orientierte. Der Haupteingang befand sich jedenfalls immer am jetzigen Ort, da in den beiden Türständern Nagellöcher für den Sturz angebracht sind. Die Wurzeln des

Die historische Aufnahme zeigt das Untersuchungsobjekt um 1942 (Kantonale Denkmalpflege).



An der Traffassade zeigt sich, wie die Dachbalken höher gelegt wurden.

Gebäudes an seinem Ursprungsort bleiben aus Kapazitätsgründen unerforscht. Das komplett aus Eichenholz gefertigte Gerüst datiert aufgrund seines geschossweisen Abbunds und der Holzbearbeitung mit Breitbeil frühestens in das spätere 17. respektive frühe 18. Jahrhundert. Da Hagenthal jedoch 1633 im Dreissigjährigen Krieg verwüstet

und nach Sekundärliteratur erst 1785 wieder aufgebaut wurde, könnten wir auch ein Gebäude aus dem Ende des 18. Jahrhunderts vor uns haben, das als gute Bausubstanz bereits 50 Jahre später wieder abgebrochen und nach Schönenbuch verlegt worden wäre. Hagenthal besass seit dem 17. Jahrhundert eine grosse jüdische Gemeinde, womit wohl diverse Häuser als «Judenhaus» bezeichnet wurden. Die Elsässer Juden kamen erst ab 1871, als das Elsass Deutsch wurde, in die Schweiz, unter anderem in die Region Basel. Somit dürfte die Bezeichnung im Inventar von 1942 schlicht deshalb entstanden sein, weil das Gebäude aus einer jüdischen Gemeinde kam.

Am aktuellen Standort unter der Kirche ist das Gebäude in den Hang bebaut, was eine Unterkellerung vereinfachte. Das Wohnhaus besitzt Grundrissmasse von $6,5 \times 9,6$ Meter, was 20 auf 30 savoyischen Fuss beziehungsweise «pieds de roi» entspricht. Es scheint immer ausschliesslich Wohnzwecken gedient zu haben. Die Hypothese, dass nach Küche und Kammer noch ein bis zwei Bundfelder mit Tenn und Stall fehlen, hat



sich nicht erhärtet. Ein zentraler Hausgang führt durchs Gebäude. Zu seiner Linken, in der Haus­hälfte mit heutigem Schaugiebel, befinden sich zwei Wohnräume. Beim Wiederaufstellen wurden die alten Deckenbalken teils ersetzt und nicht mehr an ihrem angestammten Platz eingebaut, worauf die systemlos gefasteten Unterkanten der Balken hindeuten. Dies spielte jedoch keine Rolle, da die Stuben neu vertäfelte Decken erhielten, welche die Balken verkleideten. Rechter Hand des Ganges war eine beheizte Kammer vor einer Küche untergebracht. Die Herdstelle nahm auch am neuen Ort ihren angestammten Platz ein, wie unter anderem die Spuren der alten Wechsel zeigen. Der schwarz verfärbte Dachstuhl spricht für einen einst freien Rauchabzug, wobei ein neuerrichteter Kamin weitere Verrussung unterband.

Die beiden Abwalmungen sind in ihrer aktuellen Form neu entstanden. Wahrscheinlich besass aber zumindest der Hauptgiebel bereits einen entsprechenden Dachverlauf. Die einzige wesentliche konstruktive Veränderung, die beim Wiederaufbau erfolgte, war das Anheben der Dachbalken um

eine Balkenbreite. So wurde an den Traufseiten über dem Deckenrahm des Obergeschosses eine zweite Balkenlage gelegt, was letztlich einen Gewinn von 15 Zentimetern Raumhöhe brachte.

Durchführung und Bericht: Anita Springer
Juni bis August 2015

Die frisch renovierte
Fassade nach der
Sanierung 2015.





Muttenz, Obere
Hard. Alessandro
Mastrovincenzo beim
Vermessen eines
Höckers der nördlichen
Panzersperre.

MuttENZ, obere Hard: Panzersperren und Bunker aus dem zweiten Weltkrieg

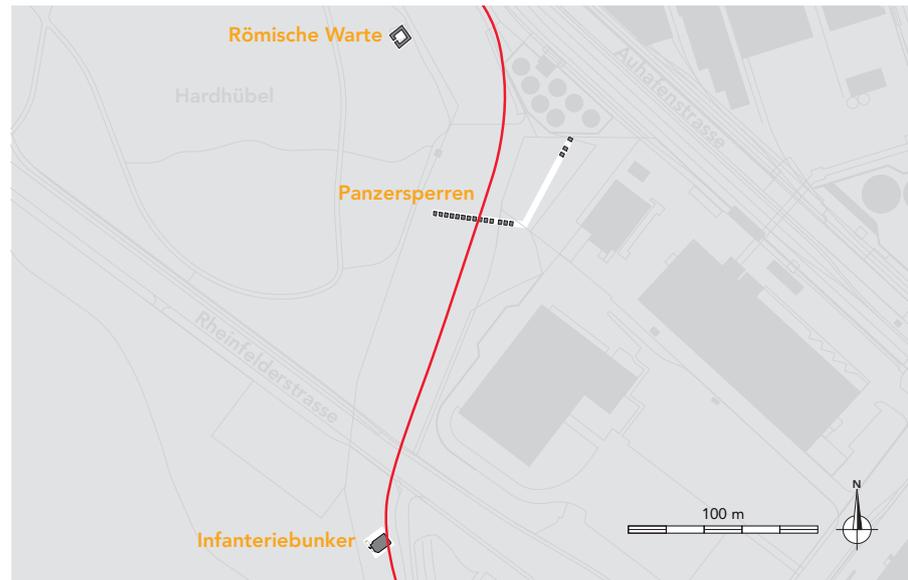
Der Auhafen bei MuttENZ ist bislang nur durch ein eingleisiges Trassee mit der Eisenbahn erreichbar, das westlich um den Hardwald herumführt. Ein neues Gleis am Ostende des Hardwalds, das eine direkte Verbindung zwischen dem MuttENZer Güterbahnhof und dem Auhafen schafft, soll die Anbindung ans Schienennetz verbessern. Das Projekt befindet sich zurzeit in der Planungsphase.

Im Perimeter des geplanten Trassees befinden sich zwei Panzersperren und ein Bunker aus dem Zweiten Weltkrieg. Sie werden der neuen Gleisführung weichen müssen. Da die drei Befestigungsbauten historische Zeitzeugen sind, die im nahe gelegenen römischen Wachturm einen rund 1600 Jahre älteren Vorgänger besitzen (Jahresbericht 2012, S. 96–99), entschied sich die Archäologie Baselland, die Objekte zu dokumentieren.

Der römische Wachturm im heutigen Hardwald wurde in den Jahren um 370 nach Christus erbaut. Er war Teil der Verteidigungslinie am Hochrhein,

die Alamanneneinfälle aus dem freien Germanien ins römische Reich verhindern sollte. Der Bau der Befestigungen entlang des Rheins brachte noch einmal eine Phase der Stabilität in die Region, bevor offenbar kurz nach 400 ein Grossteil der römischen Truppen nach Italien abgezogen wurde

Die römischen und modernen Verteidigungsanlagen sind nur wenig voneinander entfernt. Rot: die projektierte Bahnlinie.



Teile der südlichen
Höckerlinie mit Blick
gegen Südwesten.
Am linken Bildrand
befindet sich ein
Durchgang.

und die Bevölkerung mit den verbliebenen Einheiten um die Kastelle auf dem Basler Münsterhügel, in Kaiseraugst und wohl auch in Liestal auf sich allein gestellt war.

Die Wehranlagen des 20. Jahrhunderts sind das Werk von Grenzschutztruppen, die nach Aus-

bruch des Zweiten Weltkriegs hier an der Grenze zum deutschen Reich stationiert wurden. Bevor nun die Panzersperren und der Infanteriebunker in der Oberen Hard verschwinden, wurden sie fotografisch dokumentiert und mit dem Tachymeter dreidimensional eingemessen.

Die beiden Sperren aus Betonhöckern befinden sich nördlich der Rheinfelderstrasse. Die südliche Linie besteht aus 14 Elementen. Gegen Westen hin läuft sie eine leichte Böschung zum erhöhten Teil des Hardwalds hinauf. Die im Volksmund aufgrund ihrer Form schon bald als «Toblerone» bezeichneten Hindernisse besitzen regelmässige Abstände. Im Ostteil der Linie befand sich zu Kriegzeiten ein Durchgang, den man mit Brettern versperren konnte. Ein nicht mehr lesbares Hinweisschild, das möglicherweise das Fotografieren verbot, ist neben dem Durchgang an einem Höcker befestigt.



Die nördliche Linie besteht heute nur noch aus drei Blöcken: Es ist anzunehmen, dass die nördliche Fortsetzung dem Bau von Industriesilos Anfang der 1970er-Jahre zum Opfer gefallen ist. Wie bei der südlichen Linie markiert auch hier ein vergrößerter Abstand zwischen zwei Höckern einen Durchgang. Die nördliche Sperre steht in einem Abstand von rund 40 Metern fast lotrecht über der südlichen.

Der Infanteriebunker befindet sich südlich der Rheinfelderstrasse. Er ist heute nicht mehr zugänglich. Die gegen Südosten zeigenden Scharfen sind vermauert und der Eingang zugeschüttet. Der zweistöckige Bunker besteht aus einem Mannschaftsraum im Untergeschoss sowie einem Kampfraum darüber. Letzterer war für eine Infanteriekanone, einen Beobachter und ein Maschinengewehr eingerichtet.

Die in geringem Abstand stehenden römischen und modernen Verteidigungsanlagen verdeutli-

chen schön die strategische Position, die das südliche Rheinufer zu ganz unterschiedlichen Zeiten innehatte.

Örtliche Leitung und Bericht: Jan von Wartburg
November 2015

Die Südostfassade des
Infanteriebunkers.





Fundabteilung

Im Berichtsjahr 2015 wurden 104 neue Fundstellen registriert, 80 davon mit Fundmaterial. Insgesamt nahm das dreiköpfige Team 62 Fundkisten und 57 Probekisten entgegen. 10 679 Funde aus insgesamt 10 Grabungen wurden neu EDV-erfasst. Besonders interessant waren zwei frühmittelalterliche Fundstellen aus Lausen und Reinach, die dank vieler Passscherben gut rekonstruierbare Keramikgefäße ergaben. Für die Archäozoologie wurden Tausende von Tierknochen angeschrieben. Auch die spätpaläolithische Fundstelle Grellingen-Wachfels beanspruchte aufgrund ihrer sehr kleinformigen Artefakte viel Zeit.

Einen Schwerpunkt bildete das Projekt Villa Munzach, dem sich Sandra Billerbeck mit unendlicher Geduld, Scharfsinn und kriminalistischen Fähigkeiten widmete. In 160 Kisten lagern rund 44 000 nur teilweise angeschriebene Keramikscherben, die es den diversen Grabungen zuzuordnen galt. Lagezeichnungen wurden mit den verschiedenen Grabungskampagnen verhängt, über 1000 Fundkomplexnummern vergeben, alte Karteikärtchen «dekodiert», Funde sortiert und abgepackt.

Mitte des Jahres gab es einen personellen Wechsel: Johann Savary beendete nach dem Masterabschluss die fast vierjährige studentische Hilfsassistentenzeit bei uns und begab sich auf archäologische Velo-Weltreise. Alles Gute! Sein Nachfolger Stephan Freijo stürzte sich mit vollem Elan auf eine erste Aufgabe: die Rücknahme der über 1000 Funde vom Heimatmuseum Allschwil. Angesichts der interessanten, sehenswerten Objekte mit teilweise unklarer Fundortzuordnung war sorgfältiges, kreatives Recherchieren gefordert, um nicht nur die Funde, sondern auch ihren wissenschaftlichen Wert sichern zu können.

Christine Gugel

<

Zwei Fundensembles aus Allschwil in einem Bild vereint: Ein mittelbronzezeitlicher Hortfund mit Absatzbeil, Randleistenbeil, Lanzenspitze, Sichelfragmenten und mehr als 1000 Jahre jüngerer Schmuck aus einem frühlatènezeitlichen Flachgrab.

Die Geröllgeräte im Kanton Basel-Landschaft – ein Datierungsproblem

Der 1986 bei Arisdorf
gefundene Chopper.
Gewicht zirka 900
Gramm. M 1:2.

Geröllgeräte gehören zu den einfachsten und ältesten von Menschenhand hergestellten Steinwerkzeugen. Wie der Name schon sagt, wurden sie hauptsächlich aus Flussgeröllen gefertigt, indem man an einem Ende des verrundeten Steins einen oder mehrere Abschläge abtrennte, um auf diese

Weise eine scharfe, meistens wellenförmige Arbeitskante zu erzeugen. Wurde diese nur auf einer Seite des Gerölls herausgearbeitet, so spricht man von einem Chopper. Bearbeitete man hingegen wechselseitig die Vorder- und Rückseite, so wird das Endprodukt als Chopping Tool bezeichnet.

Die fast weltweit verbreiteten Geröllgeräte treten erstmals ab etwa 2,6 Millionen Jahren vor heute im Altpaläolithikum auf. Mehrere Exemplare aus dieser Zeit sind beispielsweise aus dem benachbarten Elsass bekannt. Sie werden auf ein Alter von mindestens 500 000 Jahre geschätzt. Das Vorkommen dieser archaischen Steingeräte beschränkt sich jedoch nicht auf die älteste Epoche der Menschheitsgeschichte. Ihr Auftreten ist bis in die Nacheiszeit, ins so genannte Holozän, belegt. Ein solches Werkzeug kam zum Beispiel im spätmesolithischen Horizont 2 der Birmatten-Basisgrotte in der Gemeinde Nenzlingen zum Vorschein. Weitere Objekte dieser Art sind in der Schweiz sogar in bronzezeitlichem Zusammenhang bekannt geworden. Während diese nacheiszeitlichen



Geröllgeräte stratigrafisch gesichert und daher gut datierbar sind, handelt es sich bei den hier zur Sprache kommenden Stücken um nicht stratifizierte Oberflächenfunde, deren Alter nur schwer zu eruieren ist. Dennoch sei hier der Versuch gewagt, das zeitliche Auftreten dieser spektakulären Funde näher zu beleuchten und zu diskutieren.

Die mit den Lesefunden einhergehende Datierungsproblematik hat schon Philippe Rentzel bei dem von ihm 1986 inmitten einer neolithischen Siedlung gefundenen Chopper von Arisdorf angesprochen. Man war sich schon damals nicht im Klaren, ob er dieser jüngsten steinzeitlichen Epoche angehört oder ob es sich möglicherweise um ein paläolithisches Artefakt handelt.

Genauso schwierig ist die Altersbestimmung von drei weiteren Exemplaren, die Georges Sprecher vor kurzem auf Äckern in Giebenach und Oberwil aufgefunden hat. Diese Geröllgeräte traten ebenfalls zusammen mit jung- beziehungsweise mittelsteinzeitlichen Funden ans Tageslicht, so dass auch hier

die Möglichkeit einer diesbezüglichen Datierung in Betracht gezogen werden muss. Das eine Stück von Giebenach hinterlässt sogar einen derart frischen Eindruck, dass man von einer rezenten Herstellung ausgehen möchte. Es ist jedoch möglich, dass es in neuester Zeit beim Pflügen aus einer tief-

Einer der neuen Chopper, die Georges Sprecher in Giebenach gefunden hat. M 1:2.

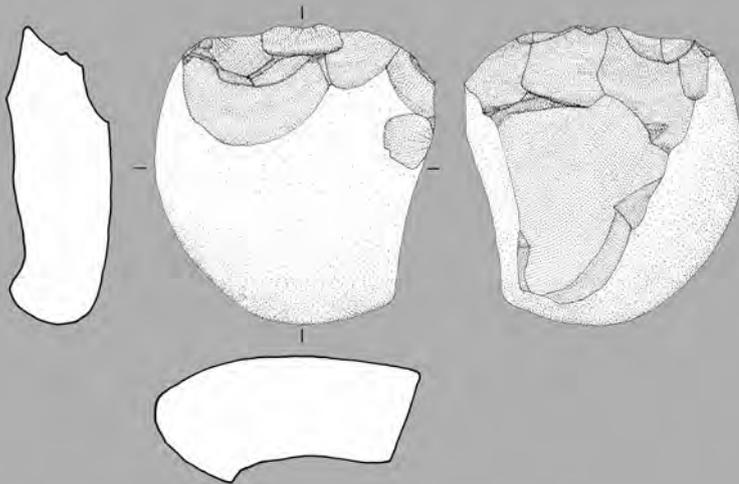


Das 2002 entdeckte
Chopping Tool vom
Mausacker bei Reinach.
M 1:2.

eren Fundschicht an die Oberfläche gelangte und daher noch weitgehend unbeschädigt ist. Die drei restlichen Exemplare dürften jedoch schon vor längerer Zeit hochgepflügt worden sein, wie die Beschädigungen und streifenartigen Rostspuren auf ihren Oberflächen zeigen. Letztere entstanden

durch den wiederholten Kontakt mit den Eisenteilen von landwirtschaftlichen Maschinen.

Nicht näher datierbar ist auch das bisher einzige Chopping Tool im Kanton Basel-Landschaft. Kurt Stolz hat es 2002 auf dem Aushub eines geolo-



gischen Sondierloches im Gebiet Mausacker bei Reinach aufgesammelt. Obwohl auch dieser Fund einen paläolithischen Charakter aufweist, konnten die sedimentologischen Untersuchungen im benachbarten Sondierloch ein solches Alter nicht bestätigen.

Schliesslich ist ein kantenverrundeter und ansonsten gut erhaltener Chopper zu erwähnen, den Georges Sprecher 2015 bei Münchenstein aufgesammelt hat. Einige Jahre zuvor fand er an der gleichen Stelle einen Spitzschaber aus dem mittleren Paläolithikum, der aus einem Levalloisabschlag angefertigt ist und somit ein Alter von mindestens 35000 Jahren aufweisen dürfte. Das ohne jüngere Beifunde überlieferte Fundensemble lässt uns annehmen, dass auch das Geröllgerät zumindest als mittelpaläolithisch einzustufen ist. Inwiefern eine solche oder jüngere Datierung bei den oben beschriebenen Exemplaren in Frage kommt,

bleibt vorläufig offen. Beantworten könnten diese Frage womöglich gezielte Sondierungen, die bis in die Sedimente unterhalb der Ackerböden reichen müssten.

Bericht: Jürg Sedlmeier

Der Chopper von Münchenstein wurde zusammen mit einem mittelpaläolithischen Spitzschaber gefunden. M 1:2.



<

Der Neufund aus Oberwil. M 1:2.



Muttenz,
Bärenfelsenstrasse. Das
Kruzifix aus dem hohen
Mittelalter ist stark
korrodiert, deformiert
und fragmentiert.
Trotzdem lässt es sich
noch exakt bestimmen.
M 1:1.

Fundort Garten: ein hochmittelalterliches Kruzifix aus Limoges

Schon früher haben Denise und Hansruedi Carisch in ihrem Garten an der Bärenfelsenstrasse in Muttenz archäologische Funde gemacht: Münzen, die von der intensiven Besiedlung des Gemeindegebiets in römischer Zeit zeugen. Doch 2015 stiessen sie beim Einrichten einer Rasenfläche auf ein ganz besonderes Objekt: eine zehn Zentimeter hohe Figur aus Buntmetall gegossen, rückseitig hohl.

Nach Einweichen im Wasserbad und gründlicher Bürstenreinigung meldeten die glücklichen Finder die Entdeckung der Archäologie Baselland. Trotz der wenig zimperlichen Behandlung, der Fragmentierung und einiger Deformierungen – die Figur erscheint heute etwas flachgedrückt – war aufgrund der «verdächtigen» Armhaltung rasch klar, dass es sich um die Christusfigur als Kruzifix handeln dürfte. Spannend ist die Krone: Die Vorstellung, Christus am Kreuz lebend darzustellen, auf einem Podest stehend, mit geöffneten Augen und wie ein König gekrönt, gewissermassen als Sieger über den Tod, weist ins hohe Mittelalter.

Auf eine konkrete Spur führten schliesslich die Untersuchungen von Sabine Bugmann im Konservierungslabor. Es zeigte sich nämlich, dass die Figur ursprünglich vergoldet war. Am Lententuch fanden sich zudem Reste von schmalen Streifen aus einer blauen Emailauflage. Und die Krone war ursprünglich mit Silber belegt.

In vielen Details vergleichbar, aber ohne versilberte Krone, ist ein heute in Laon aufbewahrtes Kruzifix (Wikipedia, Vassil).



In den Vertiefungen
der Binnenzeichnung
– hier die Halspartie –
haben sich Reste der
Vergoldung erhalten.

Im 12./13. Jahrhundert war die westfranzösische Stadt Limoges ein Zentrum der abendländischen Kultur, wo Literatur, Musik und Kunsthandwerk blühten. Zu den berühmtesten Erzeugnissen gehörten Emailarbeiten, die vor allem im kirchlichen Umfeld zum Einsatz kamen: Was früher kostspielig mit Gold und Edelsteinen fabriziert

wurde, liess sich mit der neuen Technik – Kupfer, vergoldet und emailliert – viel günstiger und mindestens ebenso bunt herstellen. Es entwickelte sich ein blühender Handel über ganz Europa.

Vergoldung, Emailauflage und Zeitstellung verweisen also nach Westfrankreich. In der Tat finden sich unter den Limoger Produkten Kruzifixe, die mit dem Muttenser Exemplar bis in die Details übereinstimmen. Besonders nahe steht ihm eine Christusfigur, die heute in Laon aufbewahrt wird: Haltung, Mimik, Merkmale des Körpers oder der Knoten des Lententuchs sind nahezu identisch. Einzig der Faltenwurf des Lententuchs weicht ein wenig ab, und die Krone des Muttenser Stücks zeigt Spuren einer Silberauflage. Der Vergleich wird ins zweite Viertel des 13. Jahrhunderts datiert.

Das Kruzifix aus Muttens könnte aus einem mittelalterlichen Kirchenschatz stammen. Nicht auszuschliessen ist, dass es ursprünglich sogar auf einem Reliquienschrein oder -kästchen ebenfalls aus Limoger Produktion montiert war.



Bleibt noch die Frage, wie ein so kostbares Objekt in einem Muttenzer Wohnquartier, das bis in die 1920er Jahre noch Ackerland war, in den Boden gelangt sein konnte. Sie zu beantworten, ist in Anbetracht der Fundumstände schwierig. Allerdings geht ein derart symbolgeladener Gegenstand unter normalen Umständen kaum einfach verloren.

Vielleicht ist es als Beutestück in kriegerischen Zeiten, von denen es in Spätmittelalter und früher Neuzeit genügend gab, abhanden gekommen oder sogar absichtlich vergraben worden.

Bericht: Reto Marti

Spuren von blauer Emailauflage am Lententuch (links) und Silberauflage an der Krone der Christusfigur (rechts).





Muttenz, Vorderer
Wartenberg.
Scheibenförmiger Niet
mit der Darstellung
eines Adlers,
Buntmetall, vergoldet,
Durchmesser
2,7 Zentimeter.

Ein vergoldeter Niet vom Wartenberg: von Reichs- und anderen Adlern

Vor einiger Zeit fand der archäologische Späher Fritz Kölliker am Waldrand unterhalb der Burg Vorderer Wartenberg bei Muttenz einen Niet aus Buntmetall. Der kreisrunde Zierknopf hat einen Durchmesser von 2,7 Zentimetern und zeigt auf der vergoldeten Vorderseite einen Adler. Dessen Schwingen sind weit geöffnet, seine Federn mit doppelten Kerblinien angedeutet.

Der Adler ist ein äusserst symbolträchtiges Tier. Mit scharfem Blick kreist der mächtige Vogel am Himmel, weitsichtig, erhaben, den Göttern nah. Kein Wunder, erscheint der oberste Herr im antiken Götterhimmel Zeus/Jupiter persönlich ab und zu in Gestalt eines Adlers und wird oft mit ihm zusammen dargestellt. Später wird der auf-fliegende Aar zum Symbol der Auferstehung und Himmelfahrt Christi und des Apostels Johannes.

Gottesnähe ist auch für Machthaber interessant, weshalb der Adler schon früh in der Herrscher-symbolik erscheint. Die römischen Armeen trugen ihn auf ihren Feldzeichen. Berühmt ist der als «Adlerfibel» bezeichnete Mantelverschluss der

Kaiserin Agnes (um 1025–1077), der seinerseits islamisch-byzantinische Vorbilder hat. Der Stauferkaiser Friedrich I. Barbarossa (um 1122–1190) machte den König der Lüfte, an die Tradition des römischen Reichs anknüpfend, schliesslich zum Symbol des Imperiums, zum «Reichsadler». Von da fand er den Weg in die Heraldik.

Goldmünze (Augusta-lis) Kaiser Friedrichs II., geprägt ca. 1231–1250 in Messina, Sizilien (Münzkabinett der Staatlichen Museen zu Berlin).



Silbermünze (Gros)
des Bischofs Johann III.
Joffevry von Valence,
geprägt 1352–1354
(Münzkabinett der
Staatlichen Museen
zu Berlin).

Anders als die meisten mittelalterlichen und späteren Abbilder, die den Greifen frontal mit seitlich gestreckten Fängen wiedergeben, ist der Adler auf dem Muttener Niet schräg von der Seite dargestellt, nach rechts schreitend und dabei zurückblickend. Auf der Suche nach möglichen Vorbildern landet man wieder bei frühen Darstellungen des

«Reichsadlers». Der auf Sizilien residierende Kaiser Friedrich II., ein Enkel Barbarossas, reformierte unter dem Eindruck des rasch wachsenden Fernhandels das Münzwesen seines Reichs und führte 1231 ein neues Nominal, die sogenannten «Augustales» ein. Diese zeigen auf der Vorderseite ein Profilbild des Herrschers mit Lorbeerkranz und auf der Rückseite den zurückblickenden Adler in Schrägansicht – beides ein bewusstes Antikenzitat.

Viele kleinere Münzprägstätten nahmen die hochkarätigen, sorgfältig geschaffenen Goldmünzen später zum Vorbild. Dies mag auch der wichtigste Weg gewesen sein, auf dem sich das Bild des Adlers in Schrägansicht im Laufe der Zeit verbreitete und es schliesslich – wohl erst im 14. Jahrhundert – auf den Niet vom Wartenberg schaffte.

Bleibt die Frage der Funktion des Neufundes: Für den Besitz eines Kleidungsstücks oder Gürtels er-

>

Pferdegessiranhänger aus Mainz,
13. Jahrhundert, Höhe 7,5 cm
(Gossler, Reiter und Ritter 2011, Taf. 6).



scheint der 1,2 Zentimeter messende Nietstift zu lang. Andererseits zeigt er deutliche Abnutzungsspuren, weshalb er kaum als reiner Zierbeschlag etwa auf einem Kästchen gedient haben dürfte. Vergoldete und verzierte Besätze sind hingegen geradezu ein Standard beim gehobenen Pferdegeschirr. So findet sich beispielsweise ein mit äh-

lich wulstigen Schwingen, allerdings frontal dargestellter Adler auf einem vergoldeten Anhänger aus Mainz, der einst die Brust eines stolzen Reitpferdes zierte.

Bericht: Reto Marti, mit Dank an Rahel Ackermann, Inventar der Fundmünzen der Schweiz IFS

Römische Adler auf zwei Kameen aus der Zeit von Kaiser Augustus (63 v.–14 n. Chr.) (Wikipedia, Gryffindor/ACBahn).





So ungefähr muss das Hirsch-Aquamanile des 13. Jahrhunderts von der Burg Scheidegg bei Gelterkinden ausgesehen haben. Gesamthöhe etwa 29 Zentimeter (Rekonstruktion Sabine Bugmann).

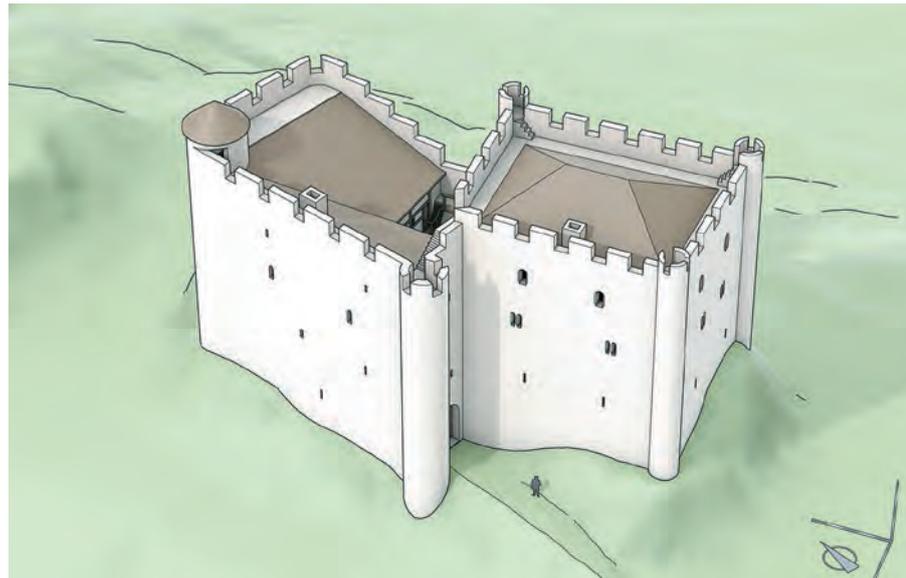
Wie Phoenix aus der Asche: die virtuelle Wiederherstellung eines Aquamaniles

Die Scheidegg bei Gelterkinden war Sitz eines kleineren Rittergeschlechts, der Herren von Gelterkinden. Um 1230 errichteten diese auf einem schmalen Felsgrat oberhalb Tecknau einen Wohnturm, der nach französischem Vorbild mit runden Ecktürmchen versehen wurde. Später hat man die Burg um einen Wohn- und Wirtschaftstrakt mit winzigem Innenhof erweitert. Um 1320 ging die Feste in Flammen auf und wurde nicht wieder aufgebaut.

1970/71 wurde die gesamte Anlage archäologisch untersucht. Dabei zeigte sich, dass vor allem im jüngeren Anbau noch viele Dinge lagen, die in der Feuersbrunst verloren gegangen waren. Spektakulär war nebst sieben Pferden, die in einem Stall im Erdgeschoss verendeten, vor allem der Fund eines Kachelofens, der beim Brand aus einem der Obergeschosse herabgestürzt war. Auf diesem Ofen lagen die durch Hitze und Bauschutt stark deformierten Reste eines bronzenen Aquamaniles.

Aquamanilien sind ganz besondere Wassergefäße. Figürlich ausgestaltet, dienten sie nach orientalischem Vorbild zum Händewaschen, sowohl im liturgischen Bereich als auch an der gehobenen Tafel. Einfachere Gefäße waren aus Keramik, die luxuriöseren in aufwendigem Bronzeguss oder gar Edelmetall hergestellt. Die meisten stellen Tiere

Eine aktuelle Rekonstruktion der Burg Scheidegg zeigt rechts den Wohnturm und links den nahezu vollständig überbauten Innenhof (Joe Rohrer).



Das Aquamanile in
Fundlage auf dem
Ofenversturz und nach
der Restaurierung.

oder Fabelwesen dar, es gibt aber auch berittene Krieger in voller Rüstung.

Aquamanilien aus Metall waren ausserordentlich kostbar und nur in gehobenen Gesellschaftskreisen anzutreffen – eben dort, wo entsprechendes Perso-

nal zur Verfügung stand, um mit dem Giessgefäss aufzuwarten. Das Exemplar von der Scheidegg ist besonders bedeutsam, weil es als eines der wenigen Originale aus dem Mittelalter aus einem archäologischen Kontext stammt. Dies ermöglicht Aussagen zur zeitlichen Einordnung, zur Verbreitung



solcher Luxusgüter, aber auch zur wirtschaftlich-sozialen Stellung seiner Benutzer – Informationen, die ein Objekt aus dem Kunsthandel nicht bietet.

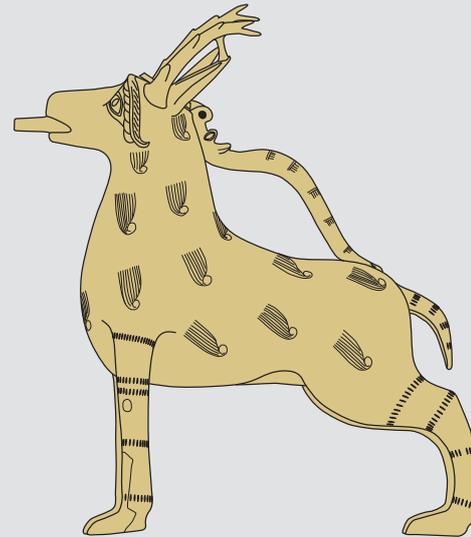
So spektakulär das wertvolle Stück von der Scheidegg auch ist, es haftet ihm der Makel der Schäden an, die ihm Feuer und jahrhundertelange Lagerung im Boden zugefügt haben. Anlässlich der grossen Burgenausstellung im Historischen Museum Basel 2013/2014 kam deshalb die Frage auf, wie man das einmalige Fundobjekt der Öffentlichkeit so präsentieren könnte, dass seine Funktion verständlich würde. Es entstand die Idee, das Gefäss virtuell in sein ursprüngliches Aussehen zurückzuführen.

Noch im zerdrückten Zustand sind die vorgewölbte Brust, die langen geraden Vorderbeine und die nach hinten gespannten Hinterläufe mit den muskulösen Oberschenkeln gut zu erkennen. Die Füße sind paarhufig, die Aussenseiten der Beine und des Schwanzes mit feinen Kerbbändern ver-

ziert. Über Rumpf und Hals finden sich locker verteilt gravierte stilisierte Fellbüschel.

Auf dem Rücken sitzt eine drachenköpfige Schlange, die dem Tier in den Nacken beisst. Sie bildet den Henkel des Gefässes. Ein Fragment mit

Die neue zeichnerische
Rekonstruktion des
Aquamaniles.



Die beste Parallele zum Scheidegger Hirsch-aquamanile wird heute im Kunsthistorischen Museum in Oslo aufbewahrt (Bildvorlage Norsk Folkemuseum).

Geweih, Ohr und kräftiger, lang geschwungener Augenbraue passt an den Hals an, auch wenn es durch die Deformation der gewölbten Brust etwas nach hinten gedrückt wurde. Dank ihm lassen sich wichtige Teile des Kopfes zweifelsfrei rekonstruieren, und es zeigt, dass es sich bei dem dargestellten Tier trotz des zottigen Fells um einen

Hirsch handeln muss. Auch eine Scharnieröse für den lose überlieferten Gefäsdeckel ist erhalten. Auge und Schnauze mit Ausguss hingegen sind zerstört. Sie wurden nach der besten bekannten Parallele, einem Hirschaquamanile, das heute im Kunsthistorischen Museum der Universität Oslo aufbewahrt wird, rekonstruiert.



Der Hirsch mit seinem imposanten, himmelwärts weisenden Geweih wurde schon in keltischer Zeit verehrt, möglicherweise in Zusammenhang mit dem Gott *Cernunnos*. Auch im christlichen Mittelalter war er ein wichtiges Symboltier. Als Sinnbild Christi bekämpft er seinen grössten Feind, die Schlange, die teuflische Versucherin – die ihm im Falle des Giessgefässes wortwörtlich im Nacken sitzt. In der christlichen wie der Vorbild gebenden islamischen Kultur wird der «dürstende Hirsch» zudem stets mit Wasser in Verbindung gebracht. Doch auch ganz profan, als Jagdwild, war das edle Tier eine beliebte Trophäe des mittelalterlichen Adels.

Nach Joanna Olchawa, die sich im Rahmen ihrer Dissertation intensiv mit den bronzenen Aquama-

nilien des Mittelalters auseinandergesetzt hat, weisen Körperhaltung, aber auch Details wie die mit Kerbreihen verzierten Beine des Giessgefässes von der Scheidegg klar auf eine Entstehung in Hildesheim in der Zeit um 1230/1240 hin. Die Stadt in Niedersachsen war in dieser Zeit ein herausragendes Zentrum der Bronzegiesserekunst, das seine Erzeugnisse weitherum exportierte.

Die kunsthistorische Einordnung des Aquamaniles in die Zeit um 1230/1240 ist wiederum bemerkenswert für den Fundort. Das kostbare Gefäss gehörte demnach offenbar zur Grundausrüstung der Burg und war zum Zeitpunkt der Brandes, als es zum Wärmen des Handwassers auf dem Ofen stand, bereits gut 80 Jahre alt.

Nun, da die Restauratorin Sabine Bugmann ein komplettes virtuelles 3D-Modell geschaffen hat, steht einer weiteren Verwendung nichts mehr entgegen. Denkbar wäre zum Beispiel ein 3D-Druck in natürlicher Grösse. Sogar ein Nachguss wäre auf der Basis der digitalen Daten möglich. Ein vielseitig symbolträchtiges Element hochmittel-

alterlicher Hofkultur zum Anfassen und Ausprobieren – anschaulicher liesse sich Geschichte kaum vermitteln.

Bericht: Reto Marti, mit Dank an Joanna Olchawa, Universität Osnabrück
3D-Modell: Sabine Bugmann

Auch ein Ritteraquamanile aus dem Metropolitan Museum of Art zeigt typische Merkmale der Hildesheimer Werkstätten (www.metmuseum.org).



Aus dem Umfeld der Ruine Pfeffingen stammen ein paar herausragende Funde, darunter ein vollständig erhaltenes, 14 Zentimeter langes Handrohr, eine mittelalterliche Feuerwaffe (links). Von kriegerischen Auseinandersetzungen zeugen darüber hinaus eine Bleikugel, ein Krähenfuss sowie die Gussform für die Herstellung von Geschosskugeln.



Ruine Pfeffingen: kostbare Funde aus ereignisreichen Zeiten

Parallel zur Sanierung der Ruine Pfeffingen führte der ehrenamtliche Mitarbeiter Bruno Jagher in den Jahren 2014 und 2015 im weiteren Umfeld der Burg eine umfangreiche Metallsondenprospektion durch. Die Ausbeute dieser systematisch durchgeführten Suche war beachtlich: 850 zum Teil sehr kostbare Kleinfunde wurden zu Tage gefördert. Das Inventar umfasst neben zahlreichen Alltagsgegenständen wie Nägeln, Werkzeugen, Münzen und Reitzubehör auch eine beträchtliche Anzahl an Geschosspitzen sowie Tracht- und Schmuckgegenstände, die sich durch typologische Vergleiche teils dem Hoch- und Spätmittelalter zuordnen lassen, teils aber auch aus deutlich jüngerer Zeit stammen.

Insgesamt 97 Geschosspitzen zeugen davon, dass es rund um die Burg nicht immer friedlich zu und her ging. Sie lassen sich nach formalen und chronologischen Gesichtspunkten in verschiedene Gruppen unterteilen. Exemplare mit rhombischem Querschnitt und weidenblattförmigem Kopf aus dem ausgehenden 12. bis 15. Jahrhundert sowie solche mit dreieckigem Querschnitt und

pyramidenförmiger Spitze mit und ohne Widerhaken aus dem 15./16. Jahrhundert sind besonders häufig vertreten. Allerdings finden sich auch deutlich ältere Formen aus dem 10. bis 13. Jahrhundert, so etwa Geschosspitzen mit spitzpyramidalen, nadelförmigen oder doppelt geflügelten Blättern. Was die Funktion der Spitzen betrifft, so ist eine

Geschosspitzen aus verschiedenen Jahrhunderten. Der massive Armbrustbolzen rechts ist 11,5 Zentimeter lang.



Ursprünglich vergoldeter Pferdegeschirrhänger in Form eines sechsarmigen Lilienkreuzes. Höhe fünf Zentimeter.

Unterscheidung von Pfeilspitzen und Armbrustbolzen nur schwer möglich. Bei einem besonders massiven und über 150 Gramm schweren Bolzen-eisen dürfte es sich allerdings um ein relativ seltenes Spezialgeschoss einer mauerbrechenden Stand- oder Wallarmbrust handeln.

Dass die Burg immer wieder zahlreichen Angriffen und Belagerungen ausgesetzt war, zeigt sich auch anhand verschiedener Verteidigungswaffen. So ist beispielsweise ein sogenannter Krähenfuß überliefert, der aus vier spitzen, tetraedrisch angeordneten Eisenstiften besteht und aufgrund dieser Form bei ebenem Untergrund immer mit einer Spitze nach oben zeigt. Der Nutzen bestand darin, Angreifer an den Füßen wie auch Pferde an den Hufen zu verletzen und sie so in ihrem Vormarsch zu bremsen.

Ein besonders seltener und kostbarer Fund stellt ein vollständig erhaltenes Handrohr dar, eine frühe, einfache Handfeuerwaffe zum Abschiessen von Bleikugeln. Um den heftigen Rückstoss aufzufangen zu können, wurden die Handrohre meist an Holzstangen befestigt, mit denen man sie unter dem Arm festklemmen oder auf die Schulter legen und so zünden konnte. Das Rohr weist eine Länge von 14 Zentimetern auf und war für ein Kaliber von etwa 12 Millimetern ausgelegt. Gezündet wurde der Vorderlader mittels brennender Lunte,



die durch das offene Zündloch zur Pulverladung führte. Handrohre wurden bereits um 1300 entwickelt und waren bis ins 15. Jahrhundert verbreitet, bevor sie von den Hakenbüchsen abgelöst wurden. Passend zum Handrohr finden sich im Fundmaterial auch eine Bleikugel sowie die Hälfte einer steinernen Gussform, mit der sich Bleikugeln direkt vor Ort herstellen liessen.

Im mittelalterlichen Alltag der gehobenen Gesellschaft spielte das Pferd eine wesentliche Rolle. Dementsprechend fand sich auch eine Vielzahl an Objekten, die Ross und Reiter zuordenbar sind, so ein beinahe vollständiger Reitsporn und ein einzelnes Sporenrad. Es handelt sich hierbei um die Überreste von sogenannten Radsporen mit leicht geschwungenen Schenkeln und beweglichem Rad. Sie verbreiteten sich ab dem 13. Jahrhundert und lösten den älteren Typ mit Stachel ab. Neben dem Schwert gehörten Sporen zum wichtigsten Attribut des mittelalterlichen Ritters.

Hufeisen liegen in ganz unterschiedlicher Grösse und Ausgestaltung vor. Zu den ältesten Typen

zählen sogenannte Hufeisen mit Wellenrändern und Stollenende, die hauptsächlich vom 11. bis 13. Jahrhundert verbreitet waren. Daneben existieren jedoch auch solche mit glattem Rand, wohl aus dem 14. Jahrhundert, sowie weitaus jüngere Exemplare mit acht Nagellöchern. Ferner fanden sich

Medaillons, Kruzifixe und Fingerringe legen Zeugnis von individuellem Schutz- und Schmuckbedürfnis ab.



**Klappmesser, Reb-
messer, Schere, Spinn-
wirtel und der Deckel
einer Tabakspfeife
zeugen von alltäglichen
Verrichtungen.**

neben einer enormen Anzahl an Hufnägeln auch Reste von Steigbügeln und Zaumzeug wie beispielsweise ein Riemenverteiler sowie ein kostbar vergoldeter Pferdegeschirranhänger in Form eines sechsarmigen Lilienkreuzes mit zentralem Wappenschild.

Zahlreiche Objekte ermöglichen uns einen vielfältigen Einblick in das tägliche Leben, das in der Burg und darum herum stattgefunden hat. Neben Gegenständen des mittelalterlichen und neuzeitlichen Hausrats sind auch viele Geräte für handwerkliche und landwirtschaftliche Tätigkeiten überliefert: verschiedenste Nägel, Scheren, Rebmesser, Dengeleisen, Hammerköpfe, Spinnwirtel oder gar der Deckel einer Tabakspfeife. Unter den Überresten an Schlüsseln und Schlössern imponieren zwei praktisch vollständige Vorhängeschlösser mit jeweils rechteckigem Gehäuse und ovalen Bügeln. Beim kleineren Exemplar steht das Loch deutlich aus dem Gehäuse. Ein dazu passender Steckschlüssel liess sich bislang nicht finden. Allerdings sind verschiedene Schlüssel mit hohlem oder massiven Schaft und einfach gestalteten Bärten nachgewiesen, mit denen man Türen, Truhen oder Kästchen verschliessen konnte.

An Essbesteck sind sowohl Gabeln wie auch Messer überliefert. Bei letzteren lassen sich zwei Grundformen unterscheiden: Messer mit Griff-



angeln und Klappmesser. Bei ersteren weisen die Klingen ganz unterschiedliche Grössen und Formen auf, die teilweise auch an einen Gebrauch im medizinischen Bereich denken lassen. An Gabeln sind zwei dreizinkige Exemplare vorhanden. Gabeln sind in Europa schon seit der römischen Zeit bekannt. Als Teil des Essbesteckes kamen sie jedoch erst weit nach Ende des Mittelalters in Mode, da man sie noch lange als Werkzeug des Teufels angesehen hat.

Zu guter Letzt sind auch zahlreiche, zum Teil wertvolle Schmuck- und Kleiderbestandteile überliefert. So finden sich beispielsweise drei metallene Fingerringe, von denen einer eine kostbare Glaseinlage trägt. Diverse Anhänger in Form von Medaillons mit sakralen Motiven sowie zwei Kreuzfixe zeugen von der religiösen Einstellung der Bewohner der bischöflichen Burg. Hinzu kommen Bestandteile von Kleidern und Schuhen, wie verschiedene Knöpfe, Schuhschnallen und -nägeln. Eine ganze Palette an verschiedensten Schnallen, die einerseits zum Pferdegeschirr, andererseits aber

auch zur Kleidung gehören können, rundet das jüngst geborgene und überaus vielfältige Metallinventar der Burgruine Pfeffingen ab.

Bericht: Sandra Billerbeck

Auch Knöpfe, eine silberne Schuhschnalle, Schuhnägeln und verschiedene Eisen-schnallen fanden sich im Umfeld der Burg.





Konservierungslabor

Kaum jemand kommt den Objekten so nahe wie eine Restauratorin oder ein Restaurator. Neben dem Freilegen und Sichern von Bodenfunden gehören deshalb das Entdecken und Dokumentieren von Nutzungs- und Herstellungsspuren sowie entsprechende Recherchen zu deren Hauptaufgaben. Die gewonnenen Erkenntnisse werden anschliessend im Team mit den Archäologinnen und Archäologen besprochen und führen so zu wichtigen Interpretationen der einzelnen Fundgegenstände. Ein Beispiel dafür liefern Nicole Gebhards Beobachtungen an Funden aus der Grabung der Kapelle St. Martin in Laufen.

Einmal konservierte Gegenstände bedürfen periodischer Zustandskontrollen. Die Erhaltung wichtiger Funde zu sichern gehört deshalb ebenfalls zu den Kernaufgaben des Restauratoren-Teams. Konservierungen-Restaurierungen aus früheren Zeiten müssen beobachtet werden, vor allem, wenn Objekte wie die beiden Topfhelme von Pratteln-Madeln oft ausgeliehen werden. Im Bericht «Ein Topfhelm in der Röhre» werden Möglichkeiten heutiger Methoden aufgezeigt.

Insgesamt wurden im Berichtsjahr 1256 archäologische Funde restauratorisch bearbeitet und in der Datenbank ADAM dokumentiert. 102 Exponate wurden konservatorisch-restauratorisch bearbeitet. 1203 Röntgenbilder halfen, vor allem stark korrodierte und undefinierbare Metallfragmente zu identifizieren und im Bild festzuhalten.

Roland Leuenberger

<

Die Nähe zum Objekt ist für Konservatoren-Restauratoren wie für Archäologen gleichermaßen wichtig. Hier arbeitet Debora Tretola an ihrem Dissertationsprojekt zu den spät-keltischen Funden von Reinach-Mausacker, das vom Schweizerischen Nationalfonds finanziert wird.

Der aus drei dünnen Stahlplatten zusammengesetzte und mit Eisenbändern verstärkte jüngere Topfhelm von Madeln aus der Zeit um 1310/20 n. Chr. Im zerstörungsfrei gewonnenen, dreidimensional digitalen Abbild sind unterschiedliche Materialdichten dargestellt. Deutlich erkennbar sind die Kunststoff-Ergänzungen (grau).



Ein Topfhelm in der Röhre

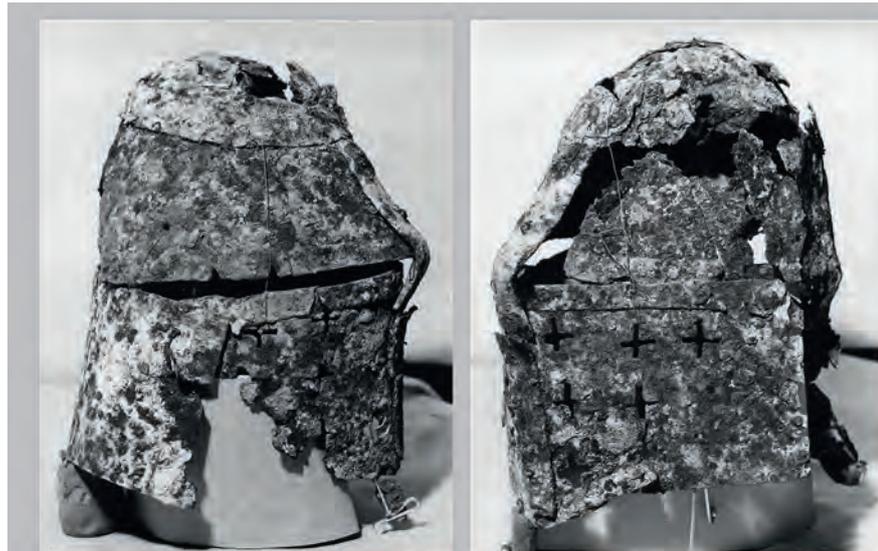
Die beiden eisernen Topfhelme von der Burg Madeln bei Pratteln sind weltbekannt und daher oft ausgeliehene Objekte der archäologischen Sammlung. Entdeckt wurden sie 1940, nachdem Angehörige der Armee im Nachgang zu einem Festungsbau gleich noch die danebenliegende Burgruine freigeschürft hatten. Da das Geld für eine anschliessende Restaurierung fehlte, entschloss sich Walter Schmassmann, der damalige Konservator des Kantonsmuseums, vor der Zuschüttung der Mauerreste die noch nicht untersuchte Tankzisterne im Südtrakt freilegen zu lassen. Dabei kamen die 1356 im Erdbeben von Basel verschütteten Helme ans Licht.

Die Topfhelme wurde in den 1960er Jahren im Landesmuseum konserviert. 1985 fertigte man im Konservierungslabor in Liestal Kopien an und restaurierte sie nach. Die damals angefertigten Röntgenbilder beweisen, dass einige Fragmente bei der ersten Restaurierung nicht richtig platziert worden sind. Es gab auch viele Fehlstellen, die ergänzt wurden. Bei der Nachrestaurierung 1985 hat man bewusst auf eine Entsalzung verzichtet, da

man den Zustand und das Material der Klebung und Ergänzung der Fragmente nicht kannte.

Anlässlich der letzten Ausleihe wurde bei der genauen Routinekontrolle an einem der Helme leichte Aktivkorrosion entdeckt. Heute sind wir

Der Topfhelm im Fundzustand in den 1960er Jahren.



Der Topfhelm auf dem Plattenteller, bereit für die Computertomografie.

der Meinung, eine neue Konservierung und eine erstmalige Entsalzung verantworten zu können. Gerade weil das Objekt immer wieder für längere Zeit ausgeliehen wird, ist es unumgänglich, diese Massnahmen zu ergreifen. Ausserdem könnte man die Fehlplatzierung der Fragmente korrigieren. Und schliesslich ist eine neue Objektpräsentation

in Erwägung zu ziehen, die nur die original erhaltenen Teile zeigt.

Zurzeit werden, die für die Entsalzung benötigten Behälter, der Grösse des Topfhelms entsprechend, organisiert. Die Behandlung wird noch im 2016 beginnen.

Vor diesen Eingriffen galt es jedoch, den Zustand des Objekts sehr gut zu dokumentieren. Gerade bei einer Entsalzung besteht die Gefahr, dass die Klebestellen und Ergänzungen sich in der Lauge auflösen und das Objekt damit seine Form verliert. Die bestmögliche Dokumentation besteht in einer Röntgenaufnahme der Gesamtsituation. Die laboreigene analoge Anlage hat leider nur beschränkte Möglichkeiten, was uns nach anderen Alternativen suchen liess.

Bei der Recherche stiessen wir, nachdem die Eidgenössische Materialprüfungsanstalt wegen Apparaterevision passen musste, auf die Firma Mess X



in Rorschach. Das Jungunternehmen hat sich auf die Materialanalyse von verschiedensten Produkten spezialisiert. Stefan Horber, Mitglied der Geschäftsleitung, war entzückt, als wir die Anfrage für eine Röntgendokumentation stellten, und zeigte sich gerne bereit, die Analysen am wertvollen Objekt kostenlos zu übernehmen.

Die CT-Untersuchung des Topfhelms lieferte Millionen von Bildpunkten. Verbunden zu Polygonflächen, lassen sich diese 3D-Daten mit geeigneter Software weiter bearbeiten. Dies bietet zum Beispiel die Möglichkeit, das Objekt zu ergänzen, zu vervollständigen oder anders einfärben, ohne das Originalobjekt zu belasten. Der nächste Schritt wäre ein 3D-Druck des Topfhelms, um beispielsweise die Befestigungsweise einer Helmzier auszutesten. Haken und Löcher am Original deuten auf die ehemalige Existenz eines solchen Objektes hin. Dabei könnte es sich um ein heraldisches Tier – im Falle der Herren von Eptingen von Madeln etwa einen Adler – oder um sonst einen symbol-

trächtigen Gegenstand gehandelt haben, der übergross am Helm befestigt die Identität seines Trägers zeigte.

Bericht: Sabine Bugmann und Nicole Gebhard
CT-Aufnahme: Mess X, Rorschach

Die Scandaten werden live auf den Computerbildschirm übertragen. Hier die Helmfront mit bandförmigen Verstärkungen.





Laufen, St. Martin.
Zweiseitiges Kreuz mit
Maria und Jesus. Der
Stoffrest zeigt den
Abdruck der Maria.
Das Kreuz ist
5,2 Zentimeter hoch.

«For gentlemen» – Beobachtungen an neuzeitlichen Grabfunden aus Laufen

Die Grabung um die heutige Friedhofkapelle wurde 1966 von Hans Rudolf Courvoisier und Hans Rudolf Sennhauser durchgeführt. Ursprünglich stand an dieser Stelle die im Frühmittelalter gegründete Pfarrkirche St. Martin. Es wurden damals 45 Gräber dokumentiert. In einigen hat man Bestandteile der Bekleidung der Verstorbenen und Reste von Grabbeigaben gefunden. Unter den Fundgegenständen sind Knöpfe, Haarspangen, Perlen und Trinkgläser sowie einige Kreuzanhänger mit oder ohne Rosenkranz. Im Zuge einer Nachinventarisierung kamen die Funde 2015 erstmals ins Konservierungslabor.

Die Metallfunde wurde alle geröntgt und das Eisen entsalzt. Die anschließende Freilegung durch die Praktikantin Linda Leuenberger und die Schreibende führte zu einigen interessanten Beobachtungen.

Als Restauratorin ist man beim Dokumentieren und Freilegen sehr nahe am Objekt. Zuerst wird der Erhaltungs- und Eingangszustand dokumentiert. Bei der Arbeit unter dem Binokular können

Nutzungs- und Herstellungsspuren beobachtet werden. Je mehr man über das Objekt erfährt, desto interessanter werden auch die Fundsituation und der Zusammenhang zum Grabungsort. Was die Restauratoren dokumentieren, kann nachher den Archäologen helfen, das Objekt besser zu interpretieren.

Blechrossette mit Vergoldung. Letztere ist auf der fragilen Oberfläche hauptsächlich in den Vertiefungen erhalten geblieben.



Knöpfe mit der – nur im Streiflicht lesbaren – Inschrift «for gentlemen» wurden in den 1930er Jahren überall in Europa getragen

Ein Phänomen, das häufig in Gräbern anzutreffen ist, sind Mineralisierungen von Textilien, die durch den Kontakt mit dem Metall und dessen Korrosion erhalten geblieben sind. Hier verhindern Korrosionsprodukte den Abbau der organischen Stoffe und umschließen die Fasern. Erhaltenes organisches Material ist eine Besonderheit

und sollte gut dokumentiert werden. Ein schönes Beispiel hierfür sind ein zweiseitiger Kreuzanhänger mit Maria und Jesus und ein mineralisiertes Textilstück. Die beiden Fundgegenstände wurden separat inventarisiert. Erst die Praktikantin erkannte anhand des Abdruckes im Stoff, dass dieser und das Kreuz zusammen gelegen haben müssen.



Beim Reinigen von korrodierten Oberflächen ist es immer wieder eine Freude, wenn es plötzlich golden glänzt. Fundobjekte aus purem Gold sind indes sehr selten. Häufiger sind Vergoldungen auf bronzenen Ziergegenständen wie auf einer Laufner Bronzeblechrosette. Bei Schmuckstücken oder anderen Zierelementen kann die Vergoldung schon zur Tragezeit an den exponierten Stellen abgewetzt worden sein. Dann ist sie meist nur noch in den Vertiefungen vorhanden. Eine Goldschicht ist immer eine fragile Angelegenheit. Sie liegt hauptsächlich auf der korrodierten Oberfläche, ist nicht mehr direkt mit dem Untergrund verbunden und muss je nach Bedarf gefestigt werden.

Die Metalle weisen herstellungsbedingt verschiedene Arten von Korrosionen auf. Eine Edelpatina mit glatt erhaltener Oberfläche ist bei Bodenfunden leider selten. Dafür gibt es voluminöse Gebilde, die das Objekt gänzlich hinter diffusen Formen verschwinden lassen. Hier ist eine Röntgenaufnahme hilfreich. Im Labor werden alle wichtigen Metallobjekte geröntgt, um eine Identifizierung und Beurteilung des Erhaltungszustands zu ermöglichen.

Unter den Fundgegenständen sind auch diverse Knöpfe. Sie sind aus Eisen und Buntmetall und weisen unterschiedliche Erhaltungszustände auf. Die eisernen sind sehr voluminös korrodiert. Speziell sind Knöpfe mit der Inschrift «Garantie Paris». Sie stammen wahrscheinlich von einem Jacket aus Frankreich und datieren um die Jahrhundertwende von 1900. Leider fehlen bisher Vergleiche. Um diese Knöpfe sind noch viele textile Reste erhalten. Auch sie selber waren mit Stoff überzogen. Das war bei Uniformen von Soldaten üblich, um Lichtreflexe auf dem Metall zu vermeiden.

Die neuzeitlichen Gräber wurden erst nach dem Abbruch der Kirche 1809 angelegt. Einige der Toten wurden offensichtlich mit ihren Kleidern oder Uniformen bestattet und nicht in einem Leichenhemd.

Bericht: Nicole Gebhard

Knopf mit der Inschrift «Garantie Paris» auf der Unterseite. Sehr voluminöse Korrosion. Die Oberseite war mit Stoff überzogen.





Archäologische Stätten

Wie bereits in den beiden Jahren zuvor stand die Sanierung der Ruine Pfeffingen auch in diesem Berichtsjahr wieder im Zentrum. 2015 wurden die Arbeiten im östlichen Bereich der Burganlage und südwestlich des Wohnturms fortgesetzt, wo nun ein Grossteil der Mauern gesichert ist. Nach gegenwärtigem Stand ist es das Ziel, die Arbeiten im Laufe des Jahres 2017 abzuschliessen.

Die regelmässige Pflege des Bewuchses und insbesondere das Zurückschneiden von Büschen und Bäumen ist ein Kernpunkt beim Unterhalt von Burgruinen. Dies gewährleistet zum einen deren Zugänglichkeit, zum anderen verhindert es, dass das Mauerwerk durch Pflanzenbewuchs gefährdet oder zerstört wird. Auf mehreren Anlagen hat das Grabungsteam diese Arbeiten durchgeführt, soweit sie neben den Ausgrabungen möglich waren. Auf einigen Burgen wie Gutenfels oder Ödenburg gibt es private Initiativen, die sich um deren Pflege kümmern. Auf den grossen Anlagen Homburg und Farnsburg, zu deren Unterhalt der Kanton verpflichtet ist, wird die Grünpflege von der Gruppe «Natur und Landschaft» der Stiftung «Öko-Job» bestritten – eine Zusammenarbeit, die sich seit Jahren bestens bewährt. Basis für die Grünpflege dort sind die Pflegepläne eines Biologen, die regeln, wie oft und zu welchen Zeiten in den unterschiedlichen Vegetationsbereichen gemäht werden muss oder ob Büsche und Bäume zu schneiden sind. So werden wertvolle ökologische Nischen für bedrohte Tier- und Pflanzenarten geschaffen.

Bei den drei Ruinen auf dem Wartenberg oberhalb von MuttENZ stellte die Archäologie Baselland in Zusammenarbeit mit dem Verein «Pro Wartenberg» Informationstafeln auf. Die Erarbeitung der Tafeltexte bot Gelegenheit, die bauliche Entwicklung der drei Burgen nach dem aktuellen Kenntnisstand darzustellen.

Michael Schmaedecke

<

Die Sicherung der Ruine Pfeffingen kommt gut voran. Das Bild zeigt den Zustand nach Abschluss der Etappe 2015.



Ruine Pfeffingen.
Die eingerüsteten
östlichen Bauten im
Sommer 2015.

Ruine Pfeffingen: Fortsetzung der Sanierung

Die Kampagne 2015 der auf mehrere Jahre veranschlagten Sicherung der Ruine Pfeffingen dauerte wieder von April bis September. Zu Beginn sah es so aus, als müssten die Arbeiten wegen der Sparmassnahmen des Kantons bereits im Juli eingestellt werden. Glücklicherweise hat sich die Regierung dann aber entschieden, die Sanierung bis 2017 wie geplant durchzuführen. Auf diese Weise lassen sich hohe Standkosten für ungenutzte Baustelleninfrastruktur vermeiden. Zudem hilft die Planungssicherheit dem Baugeschäft, die nötigen Spezialhandwerker bis zum Schluss zur Verfügung zu halten.

Die Arbeiten in der östlichen und nordöstlichen Unterburg wurden fortgesetzt und in weiten Bereichen abgeschlossen. Verschiedene Mauerpartien waren in einem derart schlechten Zustand, dass sie mit Ankern und Vernagelungen statisch gesichert werden mussten. Wichtige Massnahmen waren auch die Abdichtungen von Terrassen, die ursprünglich Innenflächen von früheren Gebäuden darstellten, heute aber als Freiflächen dem

Regenwasser ausgesetzt sind. Durch den Einbau von Wassersperren und -speiern wird in Zukunft verhindert, dass Regenwasser wie bisher in die Terrassenmauern eindringt und diese schädigt. Anschliessend wurden die Bereiche mit sogenanntem Schotterterrassen begrünt.

Das Osttor während der Bauarbeiten.



Auf einer Freifläche im südlichen Anbau der «Neuen Behausung» wird eine Abdichtungsmatte eingebracht.

An der nördlichen und an der südöstlichen Umfassungsmauer stellte man bei der bauarchäologischen Untersuchung Reste von Zinnen fest, die in Teilbereichen in ihrer ursprünglichen Form, mit einer Abdeckung aus Dachziegeln, wieder hergerichtet wurden.



Im Sommer wurden die baufällige Holzbrücke über den östlichen Burggraben abgebaut sowie die beiden Brückenaufleger und der Pfeiler baulich instand gesetzt. Die Planungen der neuen Brücke aus Metall, wie auch derjenigen über den westlichen Burggraben sowie des neuen Zuganges in den Wohnturm, sind mittlerweile abgeschlossen. Die Ausschreibung der erforderlichen Metallbauarbeiten erfolgt im Januar 2016. Mitte Jahr soll die neue Brücke dann montiert werden.

In Zukunft soll der talseitige Ostzugang, der heute kaum mehr genutzt wird, wieder zur Haupteintragsachse der Burg werden. Dazu wurden entlang des stark zugewachsenen Weges Bäume

>
Mit Spezialwerkzeugen wird die Ostmauer des südlichen Anbaus der «Neuen Behausung» durchbohrt, um einen Wasserabfluss einzurichten.

gefällt und der Platz vor der Ostbrücke terrassiert. Diese Arbeiten werden 2016 fortgesetzt.

Bereiche der Burganlage, die früher nicht oder nur über gefährliche Trampelpfade zugänglich waren, werden künftig für das Publikum sicher zugäng-

lich gemacht. Hierfür war die Anlage neuer Wege erforderlich, die allerdings mehrere Bodeneingriffe nötig machten. Diese führten zur Aufdeckung zahlreicher bisher nicht bekannter Mauerzüge von verschütteten Bauteilen aus der letzten Ausbauphase der Burg oder von Vorgängerbauten.

Über einer Abdichtungsmatte wird Kies einplaniert. Rechts Polier César Wagner.



**Aufbau der Westmauer
des südlichen Anbaus der
«Neuen Behausung». Im
Vordergrund der Maurer
Murat Shatrolli. Rechts
legt Polier Peter Saladin
letzte Hand an.**

Sehr umfangreich und aufwändig waren auch in diesem Jahr wieder die Dokumentationsarbeiten. Alle Bereiche, an denen durch die Sanierung Veränderungen des Mauerwerks erfolgen, müssen zuvor in ihrem angetroffenen Zustand erfasst werden. Erfolgte die Dokumentation der durchgeführten Sanierungsarbeiten früher – wenn überhaupt –

durch einzelne Fotos, fordern heute internationale und nationale Konventionen oder Richtlinien wie die «Charta von Venedig» oder die «Leitlinien zur Denkmalpflege in der Schweiz» eine präzise Beschreibung. Die Erfahrung zeigt, dass Fotos bei weitem nicht ausreichend belegen können, wie bei den Erhaltungsmassnahmen vorgegangen wurde,



wo etwa Mauerwerk im Kern neu aufgebaut wurde oder wo später verdeckte Elemente aus Beton oder statische Sicherungen eingebaut wurden. Diese Dokumentation ist deshalb so wichtig, weil nur so gewährleistet ist, dass spätere Generationen wissen, was wo mit welchen Methoden gemacht wurde, um bei eventuell auftretenden Schäden angemessen reagieren zu können.

Es ist geplant, den östlichen Bereich der Burganlage gegen Ende der Etappe 2016 für die Öffentlichkeit wieder zugänglich zu machen. Da die Bauarbeiten zuvor auch in den Westteil der Anlage ausgedehnt werden, muss die gesamte Burganlage vom Baubeginn im April 2016 bis dahin jedoch aus Sicherheitsgründen gesperrt bleiben.

Den Zustand der Baustelle im Sommer 2015 zeigt ein kurzer auf YouTube zu betrachtender Film von RegioTVplus: <https://www.youtube.com/watch?v=QshRypDHTNA>.

Projektleitung und Bericht: Michael Schmaedecke
Bauleitung: Jakob Obrecht, Sali Sadikaj
Baufirma: Rofra, Aesch, Dominik Wiesent (Bauführung), César Wagner (Polier)
Bauingenieur: Sali Sadikaj
Baudokumentation: Jakob Obrecht

Der östliche
Bereich der fertig
sanierten nördlichen
Umfassungsmauer.



Baulicher Unterhalt von Burgruinen: das Beispiel Neu-Homburg

Neu-Homburg. Titus
Heinzelmann kontrol-
liert die Mauerkrone
des Wohnturms im
Sommer 2015
(Freie Bauhütte).

Die «gesicherten Mauerzüge dürften nach menschlichem Ermessen auf Jahre hinaus der Witterung standhalten» – so dachte man 1953 nach dem Abschluss der Sanierung der Homburg und sorgte sich über Jahrzehnte so gut wie nicht mehr um das Bauwerk. Dies hatte zur Folge, dass im Lau-

fe der Jahre – nahezu unbemerkt – an originalen, aber insbesondere an den sanierten oder neu aufgebauten Mauerpartien gravierende Schäden auftraten, was an einigen Stellen zum vollständigen Verlust dieser Bauteile führte.

Der Unterhalt von Burgruinen ist eine anspruchsvolle Aufgabe. Während die Mauern von intakten Häusern durch das Dach und zumeist auch durch den Verputz vor der Witterung und damit vor Regenwasser und Schnee geschützt ist, ist dies bei Ruinen nicht der Fall. Zwar versucht man bei Sanierungen, die Mauerkronen und die Wandflächen so abzudichten und auszuformen, dass kein Wasser mehr in den Kern eindringen kann, doch gelingt dies meist nur teilweise und hängt stark von den verwendeten Materialien sowie dem Können der Maurer ab. Im Prinzip wird versucht, durch die Ausformung der Mauerkronen das Regenwasser schnell abzuleiten und den Mörtel dicht an die Steine anzuschliessen.



Weiter ist darauf zu achten, dass alle verwendeten Baumaterialien eine höchstmögliche Frostsicherheit besitzen. Andernfalls drohen Schäden durch die Sprengkraft gefrierenden Wassers. Aber auch bei optimaler Ausführung der Arbeiten ist damit zu rechnen, dass es mit der Zeit zu Schäden kommt, verursacht beispielsweise durch kleine Risse, die durch die unterschiedliche Ausdehnung der einzelnen Baustoffe bei Temperaturschwankungen entstehen.

Bei früheren Sanierungen hat man insbesondere den Fehler gemacht, mit zu hartem Zementmörtel zu arbeiten, bei dem derartige Spannungsrisse sehr häufig auftreten. Zudem wurde damit das Mauerwerk vollständig abgedichtet, so dass einmal eingedrungenes Wasser nicht mehr entweichen und auch bei warmem und trockenem Wetter nicht austrocknen konnte. Dies führte allmählich zu einer Auflösung des Mörtels und zum Verlust

seiner Bindefähigkeit, was zur Folge hatte, dass der Mauerkerne seine Standfestigkeit verlor. Derart geschädigtes Gemäuer wurde oft nur noch von den äusseren Mauerschalen zusammengehalten. Äusserlich betrachtet sah es völlig intakt aus, doch schon geringe Schäden an den Schalen konnten

Neu-Homburg
2006, grossflächiger
Ausbruch nach
Frostschäden im
Mauerkerne.



Ausbesserungen
auf der Krone
der nördlichen
Umfassungsmauer im
Sommer 2015
(Freie Bauhütte).

zum Zusammenbruch ganzer Mauerpartien führen.

Obwohl die in den letzten Jahren durchgeführten Reparaturen an Burgruinen oder Teilen davon durch den Kanton Basel-Landschaft (Farnsburg,

Neu-Homburg), Gemeinden (Riefenstein, Waldenburg) oder Privatleute (Neu-Schauenburg, Froberg) fachgerecht ausgeführt wurden, ist auch hier die Bausubstanz einem unausweichlichen, wenn auch wesentlich langsameren Zerfallsprozess unterworfen.

Aus den oft schon bald nach früheren Sanierungen aufgetretenen Schäden haben wir gelernt, dass die Ruinen einer regelmässigen Pflege bedürfen. Deshalb wurde für die 2008 bis 2010 durch die Archäologie Baselland instand gesetzte Burgruine Neu-Homburg ein kontinuierlicher Unterhalt festgelegt. Neben der permanenten Grünpflege auf der Basis eines von einem Biologen ausgearbeiteten Konzepts wird auch die Bausubstanz fachmännisch unterhalten. Alle potentiellen Problemereiche werden nach einer Checkliste einmal jährlich kontrolliert. Einfachere Reparaturen wie beispielsweise Verfugungen oder Ausflückungen kleinerer Ausbrüche werden bei Bedarf sofort ausgeführt. Das Vorgehen bei grösseren Schäden ist in Zukunft unter Berücksichtigung der zur Ver-



fügung stehenden Ressourcen fallweise zu planen. Zudem werden der Baubestand und insbesondere die kritischen Situationen regelmässig dokumentiert, damit die langfristige Entwicklung dieser Bereiche ablesbar wird. Die Erfahrung hat gezeigt, dass bestimmte Schadensbilder unproblematisch und über lange Zeit hin stabil sind. Solange keine wesentlichen Verschlechterungen eintreten, die den Baubestand oder gar Besucher gefährden könnten, sind dort keine Massnahmen nötig.

Die Unterhaltsarbeiten auf der Neu-Homburg wurden Titus Heinzelmann, einem ausgewiesenen Fachmann für den restauratorischen Unterhalt von historischen Bauwerken, übertragen, der als zertifizierter Industriekletterer zudem das nötige Know-how besitzt, um auch schwer zugängliche Bereiche der Burg zu überwachen.

Der finanzielle Aufwand für diese regelmässigen Kontrollen ist im Vergleich zu grösseren Reparaturen, die dadurch vermieden werden können, relativ gering. Die Ausgabe dient der Werterhaltung

des Kulturdenkmals und der Nachhaltigkeit der getätigten Investition für die 2008 bis 2010 durchgeführte Sanierung.

Bericht: Michael Schmaedecke

Um die Kontrollen des Mauerzustands durchführen zu können, muss man schwindelfrei sein und Klettererfahrung haben (Freie Bauhütte).



Burgen als Rückzugsgebiet bedrohter Schnecken: *in memoriam* Christoph Oberer

Wo sind die Schnecken?
Mitarbeitende der
Sanierung 2009 auf
der Suche im Innern
des Wohnturms der
Homburg.

Innerhalb der bebauten und bewirtschafteten Umwelt sind Burgruinen Refugien, in die sich Pflanzen und Tiere zurückziehen, deren angestammte Lebensräume bedroht sind. Hier finden sie Bereiche, die frei von Pestiziden, kaum durch den Menschen beeinträchtigt und keinen permanenten Veränderungen unterworfen sind. Zum einen sind

dies vielfältig strukturierte Ruinenareale, zum anderen das Bruchsteinmauerwerk, das Pflanzen und Tieren geeignete Lebensräume bietet. Auf den Steinoberflächen siedeln sich Pionierpflanzen wie Algen, Flechten und Moose an. Auf den Mauerkronen oder in Fugen und Ausbrüchen können zudem – je nach Oberfläche und Humusbildung – auch Gefäßpflanzen wurzeln. Auch Kleinstlebewesen wie Reptilien und Vögel, darunter einzelne mit Reliktcharakter, finden hier ideale ökologische Nischen. Eine wichtige Gruppe bilden hierbei verschiedene Schneckenarten.

Für Flora und Fauna sind die unterschiedlichen Mikroklimata auf engstem Raum, bedingt durch die verschiedenen Expositionen der Mauerflächen, von Bedeutung. Wärme und Trockenheit liebende Arten finden sich an den süd- und südwestlichen Expositionen und auf den Mauerkronen. Nach Norden und Nordosten ausgerichtete Gemäuer bietet ein weniger extremes Klima und ist eher durchfeuchtet, was andere Arten bevorzugen. Manche Tierarten nutzen zu unterschiedlichen Tageszeiten die Bereiche alternierend. Die



Bruchsteine und der Kalkgehalt des Mörtels machen Burgruinen zudem für Lebewesen attraktiv, die kalkhaltige Standorte bevorzugen.

Schnecken sind ein wichtiger Bestandteil der Burgenfauna. Sie reagieren sehr empfindlich auf menschliche Einflüsse, was sich in Artenschwund und Veränderung der Populationszusammensetzung zeigt. Zudem sind ihre Ausweichmöglichkeiten bei Verschlechterungen des Lebensraumes sehr eingeschränkt. Mehrere Schneckenarten sind deshalb vom Aussterben bedroht und in landwirtschaftlich genutzten Gebieten kaum mehr zu finden. Burgruinen, die keinem Nutzungsdruck unterworfen sind, bieten dagegen ein stabiles Ökosystem. Der Bewuchs des Mauerwerks mit Algen, Flechten und Moosen dient den Schnecken sowohl als Nahrung als auch als Unterschlupf und Tagesversteck. Zerfallendes Mauerwerk bietet für Gehäuse-schnecken in besonderem Masse ideale Lebensbedingungen, indem der Mörtel den für den Schalenaufbau nötigen Kalk liefert.

Die Sanierung der Burgruinen macht vielfältige Eingriffe nötig, die nicht nur bislang stabile Lebensräume beeinträchtigen oder gar zum Verschwinden bringen, sondern auch einzelne Populationen in ihrem Bestand gefährden. Um diese Beeinträchtigungen zu minimieren, bedrohte Tier- und Pflanzengesellschaften soweit wie möglich zu schonen

Die winzige, drei Millimeter grosse Pyramidenschnecke (*Pyramidula pusilla*) ist eine der häufigsten Arten auf Pfeffingen (www.animalbase.de).



Eine Schnecke hat die Sanierungsarbeiten am Wohnturm der Homburg – wenn auch mit einigen Mörtelspritzern – gut überstanden.

und auch um Ersatzlebensräume zu schaffen oder einzelne Situationen aufzuwerten, ist die ökologische Baubegleitung seit etwa 15 Jahren ein fester Bestandteil bei Restaurierungsarbeiten im Kanton Basel-Landschaft. Im Rahmen einer solchen ökologischen Baubegleitung entstand während der Sanierung der Farnsburg 2002 die Zusammenarbeit

mit dem Schneckenspezialist Christoph Oberer, der am 7. Juni 2015 im Alter von 62 Jahren verstorben ist.

Christoph Oberer wies damals auf die Bedeutung der Burgruinen als Standort bedrohter Schneckenarten hin und erhob zwischen 2002 und 2011 zusammen mit seiner Arbeitsgruppe die Populationen auf der Farnsburg, später auch auf Riefenstein und der Homburg. Dabei wurden auf der Farnsburg 39, auf der Homburg 33 und auf Riefenstein 25 Spezies dokumentiert, von denen mehrere auf der Roten Liste aufgeführt sind, so die dreizählige Puppenschnecke, die gemeine Windelschnecke, die Inkarnatschnecke, die Kristallschnecke und die Schliessmundschnecke. Andere, wie die Blindschnecke, die Heideschnecke, die Puppenschnecke, die Zylinderwindelschnecke oder die Weinbergschnecke, sind potentiell gefährdet. In mühevoller Arbeit wurden die kleinen Tierchen von den zu sanierenden Mauerflächen abgelesen und an sicherer Stelle in der Nähe wieder ausgesetzt. Dass diese Massnahmen Erfolg hatten, zeigte sich daran, dass frisch sanierte Mauerbereiche auf



der Homburg nach relativ kurzer Zeit wieder von Schnecken besiedelt waren.

Auch bei der gegenwärtigen Sanierung der Ruine Pfeffingen erfassen Prof. Dr. Bruno Baur und Dr. Anette Baur die Schnecken auf den zu sanierenden Mauern. Dort und in der näheren Umgebung wurden bereits 1998 im Rahmen eines Forschungsprojektes 37 Arten festgestellt. Eine davon, die *Balea perversa*, ist gefährdet, fünf weitere sind potentiell gefährdet: die Linksgewundene Windelschnecke, die Alpen-Windelschnecke, die Kalkfelsen-Schliessmundschnecke, die Berg-Haarschnecke und die Maskenschnecke. Während der Sanierungsetappen 2013 bis 2015 wurden auf Pfeffingen insgesamt 5145 Schnecken abgesammelt und in Ersatzstandorte umgesiedelt. Dabei wurden mit der Glatten Jura-Haarschnecke, der Kalkfelsen-Schliessmundschnecke und der Maskenschnecke wiederum drei auf der Roten Liste als potentiell gefährdet eingestufte Arten festgestellt.

Bei den bisher durchgeführten Burgensanierungen im Kanton Baselland haben die ökologischen Bau-

begleitungen mit geringem Aufwand viel zur Erhaltung wertvoller Bestände an Fauna und Flora und zur Optimierung der Lebensräume beigetragen. Die Burganlagen wurde so auch ökologisch aufgewertet.

Bericht: Michael Schmaedecke

Christoph Oberer (†)
mit Forschungsobjekt,
anlässlich der
Schneckenausstellung
«Spurwechsel»
im Dichter- und
Stadtmuseum Liestal.





Wildenstein von Osten. Links der mächtige Wohnturm aus den späten 1330er und frühen 1340er Jahren mit der Aufstockung von 1573. (Luftbildarchäologie Zürich).

Burg Wildenstein bei Bubendorf: Neue Erkenntnisse zur Baugeschichte

Wildenstein südlich von Bubendorf ist die einzige erhaltene mittelalterliche Höhenburg im Kanton Basel-Landschaft. Seit der Gründung bis 1990 bewohnt und seit 1994 in Kantonsbesitz, wird sie heute für Tagungen und Veranstaltungen in besonderem Rahmen genutzt. Das Kulturdenkmal von nationaler Bedeutung liegt in einer attraktiven Umgebung mit einem seit 1997 unter Naturschutz stehenden, über 500 Jahre alten Eichenwald.

Wir erinnern uns noch gut an die Diskussionen, als Wildenstein zusammen mit Schloss Bottmingen 2011 zur Konsolidierung des Haushalts des Kantons Basel-Landschaft verkauft werden sollte. In den Zeitungen gab es Schlagzeilen wie «Baselbiet will Tafelsilber verscherbeln» und empörte Leserbriefe. Schliesslich lehnte das Baselbieter Stimmvolk 2012 die geplante Veräusserung ab. Dies zeigt deutlich die Verbundenheit der Bevölkerung mit den beiden Burgen. In einer Aufstellung von Tourismus Baselland figuriert die Burg Wildenstein 2013 an achter Stelle der «Top Ten» der «schönsten Flecken» im Baselbiet. Dabei spielten neben dem

malerischen Äusseren und der Lage auf den Jura-höhen sicherlich auch die kulturhistorische Bedeutung und das Alter der Anlage eine Rolle.

Der mächtige Wohnturm gilt aufgrund eines dort verbauten, im Winter 1292/1293 geschlagenen Bauholzes als ein Werk aus dem Jahre 1293. Im

«Rittersaal» im zweiten Obergeschoss. Wiederverwendeter Eichenständer von 1330/31, darüber Unterzug aus der Bauzeit von 1341/42.



Die erhobene Dendrodaten. Rot: wiederverwendete Hölzer, grün: Bau des Wohnturms, grau: Reparaturen, beige: Umbau, blau: Aufstockung.

Rahmen einer Untersuchung über gleichartige Wohntürme in der Region wurde diese Datierung überprüft. Dabei zeigte sich, dass dieses Holz ein als Rähm verbauter Balken im Erdgeschoss war, also ein Element der Raumunterteilung. Es steht wie auch ein Ständer von 1330/1331 und ein Unterzug von 1333/1334 gegenüber den anderen in

diesem Bereich verbauten Hölzern zeitlich isoliert da. Ganz offensichtlich handelt es sich um ältere Bauteile, die somit für die Datierung des Wohnturmes untauglich sind.

Bisher unbeachtet blieben die Datierungen der übrigen Konstruktionshölzer. 15 Balken der Deckenkonstruktion im Parterre und ersten Obergeschoss wurden im Herbst/Winter 1337/38 und vier Balken der Deckenkonstruktion des zweiten Obergeschosses im Herbst/Winter 1341/42 geschlagen. Im Gegensatz zum Rähm von 1293 handelt es sich hier zumeist um Konstruktionshölzer, die bei der Erstellung des Wohnturmes vermauert wurden, also unmittelbar mit dem Bau in Zusammenhang stehen. Daraus ergibt sich, dass der Wohnturm von Wildenstein in den späten 1330er und frühen 1340er Jahre erbaut wurde.

Ein durch neun Balken im Erdgeschoss und im ersten Stock in die 1380er bis 1390er Jahre datierter Umbau fand wohl 1388 nach dem Erwerb der Burg durch Petermann Sevogel aus Basel statt. Zehn 1572/1573 datierte Balken im dritten Obergeschoss

Nr.	Bauholz	Geschoss	Datum
14	Rähm	EG	1292/93
27	Ständer	2. OG	1330/31
16	Unterzug	EG	1333/34
15	Ständer	EG	1337/38
19	Deckenbalken	EG	1337/38
20	Deckenbalken	EG	1337/38
21	Deckenbalken	EG	1337/38
22	Deckenbalken	EG	1337/38
23	Deckenbalken	EG	1337/38
24	Deckenbalken	EG	1337/38
18	Unterzug	1. OG	1337/38
42	Rähm	1. OG	1337/38
45	Deckenbalken	1. OG	1337/38
46	Deckenbalken	1. OG	1337/38
47	Deckenbalken	1. OG	1337/38
48	Deckenbalken	1. OG	1337/38
49	Deckenbalken	1. OG	1337/38
50	Deckenbalken	1. OG	1337/38
25	Tragschübel	2. OG	1341/42
26	Unterzug	2. OG	1341/42
29	Rähm	2. OG	1341/42
28	Unterzug	2. OG	1342/43

Nr	Bauholz	Geschoss	Datum
33	Rähm	1. OG	1362/63
31	Rähm	1. OG	1388/89
32	Rähm	1. OG	1389/90
55	Schlossstube	1. OG	1390/91
17	Ständer	1. OG	1391/92
12	Wechsel	EG	1392/93
13	Deckenbalken	EG	1392/93
9	Deckenbalken	EG	1394/94
10	Deckenbalken	EG	1394/95
11	Deckenbalken	EG	1394/95
34	Bund-/Deckenbalken	3. OG	1572/73
35	Bund-/Deckenbalken	3. OG	1572/73
36	Bund-/Deckenbalken	3. OG	1572/73
37	Bund-/Deckenbalken	3. OG	1572/73
38	Bund-/Deckenbalken	3. OG	1572/73
39	Bund-/Deckenbalken	3. OG	1572/73
57	3. Säule von S	DG	1572/73
58	Stuhlrähm	DG	1572/73
59	2. Andreaskreuz v. S	DG	1572/73
60	Sparren	ob. DG	1572/73
30	Stufe, Treppe	2. OG	1594/95
40	Handlauf Laube	3. OG	1599/1600

und im Dachgeschoss stammen von einer Aufstockung. Schriftquellen berichten, dass der damalige Besitzer Bernhard Brand die Burg zu dieser Zeit «in besseren Bau» bringen liess.

Der Grund für die Neuerrichtung um 1340 ist unbekannt. Möglicherweise ist die mindestens seit 1292 bestehende Burg – ein Eptinger nannte sich in diesem Jahr erstmals «von Wildenstein» – bei einem Angriff durch Berner und Solothurner Truppen im Jahr 1334 stark beschädigt worden. Der Neubau mit einem grossen Wohnturm erfolgte nach dem Vorbild der zu dieser Zeit von den Grossen des Reichs errichteten Burgen. Eine lokale Ausprägung ist der unregelmässige Grundriss, wie er etwas später beispielsweise auch bei Neu-Homburg und Pfeffingen zu finden ist.

Dieses Ergebnis zeigt einmal mehr, dass man vermeintlich sichere Datierungen, auch wenn sie mehrfach in Fachpublikationen wiederholt wurden, nur dann unbesehen übernehmen sollte, wenn sie plausibel und überprüfbar dargelegt sind. Bei Wildenstein war es ein glücklicher Zufall, dass

vor der Aufstellung neuer Informationstafeln die Archäologie Baselland konsultiert wurde und die Daten nun auch dort korrekt angegeben ist.

Bericht: Michael Schmaedecke

Dendrochronologie: Raymond Kotic, Basel

Rekonstruktionsversuch der Burg des 14. Jahrhunderts. Der Torturm ist möglicherweise erst später hinzu gekommen (Joe Rohrer).



MuttENZ, Wartenberg: die drei Burgen in neuem Licht

Die komplexe Anlage der vorderen Burg war schon 1748 stark zerfallen, wie diese Skizze von Emanuel Büchel zeigt (Kupferstichkabinett Basel)

Der Wunsch der Gesellschaft «Pro Wartenberg», auf den Wartenberg-Burgen oberhalb von MuttENZ Informationstafeln aufzustellen, war Anlass, den heutigen Wissensstand über die Anlagen zusammenzustellen und daraus Vorstellungen über deren frühere Baugestalt zu entwickeln. Grundlage hierfür waren der erhaltene Bestand, im Ge-

lände ablesbare Spuren, archäologische Funde und Befunde der Ausgrabungen aus den 1930er und 1950er Jahren sowie die seit dem 18. Jahrhundert vorhandenen historischen Abbildungen. Auch wenn es in diesem Rahmen nicht möglich war, die drei Burgen auf dem Wartenberg umfassend zu bearbeiten, so ergaben sich in Zusammenarbeit mit dem wissenschaftlichen Illustratoren Joe Rohrer zum Teil vollkommen neue Erkenntnisse zum früheren Aussehen der drei Festen.

Die Geschichte der bereits im Laufe des 15. Jahrhunderts aufgegeben Burgen, von denen übrigens keine eigenen Namen überliefert sind und die in den Schriftquellen bereits seit dem späten Mittelalter als «vordere», «mittlere» und «hintere Burg» bezeichnet werden, kann hier nicht ausgeführt werden.

Die vordere Burg ist durch ihre Spornlage an drei Seiten natürlich und im Südwesten durch einen Halsgraben gesichert. Eine in mehreren Phasen erbaute Ringmauer, die dem natürlichen Rand



des Sporns folgt, umschliesst das Burginnere. Der Eingang lag an der Ostseite und war mittels einer Rampe über den Burggraben her zugänglich.

Drei hohe und wohl zu unterschiedlichen Zeiten entstandene Türme mit annähernd quadratischen Grundrissen überragten die anderen Bauten und waren weithin sichtbar. An der Ostseite stand im Norden ein grosses Gebäude, dessen Ostfassade einen Teil der Beringmauer bildete. Einige Fenster dieser Fassade sind belegt, weitere anzunehmen. Im zweiten Obergeschoss ist im Nordosten eine Öffnung, wohl für einen Abtrittserker, zu erkennen. Ohne Zweifel war dies ein mächtiger und repräsentativer Bau, der als Palas angesprochen werden könnte, also wohl Wohn- und Repräsentationsräume beherbergte.

Im Nordwesten der Burganlage lehnt ein Ost-West orientierter Bau an die Umfassungsmauer an. Aufgrund der Ausrichtung, die keinem der anderen Gebäude und auch nicht der der Beringmauer entspricht, könnte es sich hier um eine Kapelle gehandelt haben. Hierfür mögen auch in der Nähe

gefundene Säulenfragmente mit ornamentalen und figürlichen Kapitellen sprechen, die von diesem Bauwerk stammen dürften.

Etwa in der Mitte der Burg lag eine Filterzisterne, in der das von den Dächern aufgefangene

Muttenz, Vorderer Wartenberg. Rekonstruktionsversuch der Burganlage, Blick von Osten (Joe Rohrer).



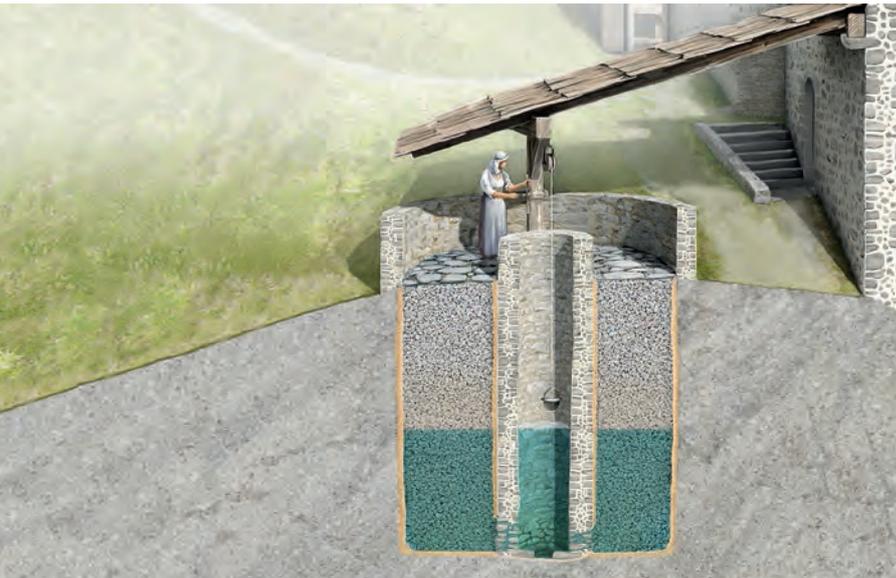
**Muttenz, Vorderer
Wartenberg. Rekon-
struktion und Schnitt
durch die Filterzisterne
im Hof, Blick von
Westen (Joe Rohrer).**

Regenwasser gereinigt wurde. Um den Brunnen zu schützen, war er wohl überdacht oder befand sich sogar in einem Gebäude.

Das Innere der Burg muss man sich eng bebaut vorstellen. Dort standen sowohl aus Stein als auch

aus Holz errichtete Wohn- und Wirtschafts-
bauten. Die erfassten Mauerreste lassen jedoch
keine konkreten Aussagen zu deren Aussehen zu.
Die Rekonstruktionszeichnung gibt jedoch eine
Vorstellung davon, wie man sich diese Hofnut-
zung vorzustellen hat.

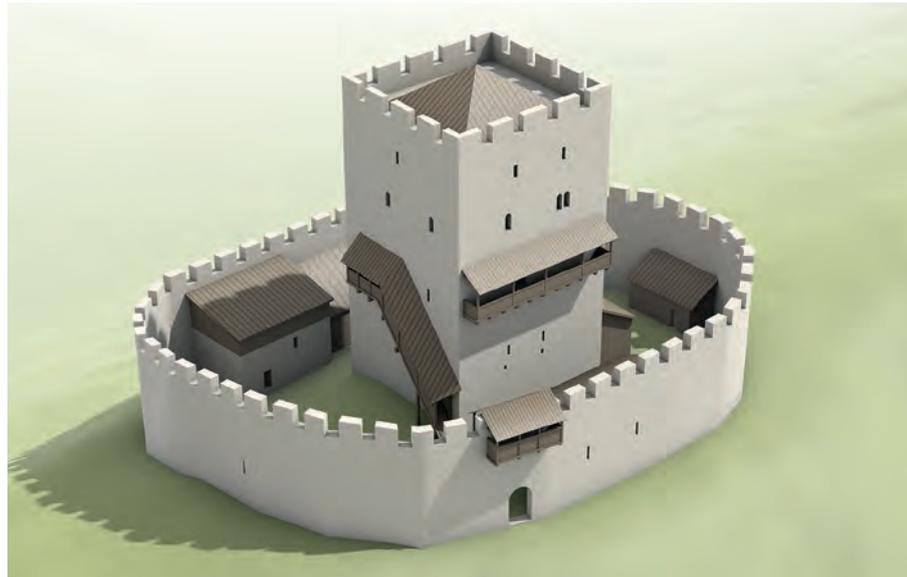
Die Mittlere Burg, von der nur noch der Wohn-
turm als Hauptbau erhalten ist, steht am höchsten
Punkt des Wartenbergs. Ihre heutige Erscheinung
geht auf Restaurierungen der 1930er- und 1950er-
Jahre zurück. Eine Reihe von Anhaltspunkten
gibt jedoch Hinweise auf die ursprüngliche Bau-
gestalt. Das fensterlose Erdgeschoss, in dem sich
heute der Eingang befindet, wurde als Keller ge-
nutzt und war früher nur von oben über eine Lei-
ter erreichbar, ebenso wie das darüber gelegene
Zwischengeschoss. Der ursprüngliche Eingang lag
unmittelbar darüber im zweiten Obergeschoss.
An der Nordseite des Turmes führte eine Ausstrep-
pe zu der in etwa zehn Metern Höhe gelegenen
rundbogigen Türe, die mit 1934 im Turminnern
gefundenen Werkstücken rekonstruiert ist.



Die heutige Rekonstruktion der rundbogigen Doppelfenster an der Nord- und Südseite erscheint äusserst zweifelhaft. Dass dort Fenster waren, ist zwar gesichert, doch geben die wenigen Fotos aus der Zeit vor der Restaurierung keine Hinweise auf Doppelfenster. Insbesondere die Gestalt der Lichtöffnung an der Nordseite mit einer Drillingsäule als Mittelpfosten ist sehr fragwürdig. Sowohl die Fundsituation an der entgegengesetzten Seite des Wohnturms als auch die Verwendung dieser Art von Säule sprechen dagegen. Es ist eher daran zu denken, dass diese im Innern des Gebäudes eine Wand zierte. Im zweiten Obergeschoss weisen Balkenlöcher auf einen aussen angebrachten hölzernen Balkon an der Westseite hin. Ob er sich auch über die anderen Seiten erstreckte, ist nicht mehr feststellbar, da dort originales Mauerwerk fehlt. Wie der Bau oben abschloss, ist unbekannt. Denkbar ist ein Zinnenkranz mit einem eingestellten Zeltdach wie auf der Rekonstruktionszeichnung vorgeschlagen. Möglich wäre aber auch ein auskragendes Obergeschoss mit einem Zeltdach.

Es ist davon auszugehen, dass die Burg ursprünglich von einer Beringmauer umgeben war und noch weitere Bauten wie Ställe, Scheunen und Werkstätten besass, von denen aber oberirdisch keine Spuren mehr erkennbar sind. Der Graben, der den Wohnturm heute eng umgibt, erscheint

Muttenz, Mittlerer Wartenberg. Rekonstruktionsversuch der Burganlage, Blick von Nordwesten (Joe Rohrer).



Die Skizze von Emanuel Büchel von 1748 zeigt die Mittlere Burg mit dem wohl im Dreissigjährigen Krieg ausgehobenen Graben.

bei genauer Betrachtung wenig sinnvoll. Normalerweise verläuft ein solcher vor der Beringmauer und umschliesst die gesamte Burganlage. Zudem lässt der Graben keinen Platz für die Treppe zum Hocheingang. Und schliesslich ist er nicht durchgehend und besitzt eine so eigenartige Form, dass

eine ehemalige Funktion als Burggraben auszuschliessen ist. Es ist vielmehr zu erwägen, ob er nicht erst in Zusammenhang mit dem Ausbau des Wohnturms im Dreissigjährigen Krieg ausgehoben wurde, als man letzteren wieder als Wehrbau nutzen wollte. Da der Graben auf Grund seiner Form einen unfertigen Eindruck macht, wird das Projekt nicht zu Ende gebracht worden sein.



Die Hintere Burg besitzt durch ihre Lage auf einem Sporn am südlichen Ende des Wartenbergs an drei Seiten einen natürlichen Schutz. Gegen Norden ist sie durch einen Halsgraben gesichert. Die Umfassungsmauer folgt der Geländekante und umschliesst einen grossen Hof, in dem mehrere an die Mauer angebaute Gebäude standen. Der aktuelle Eingang im Osten entspricht wohl der ursprünglichen Lage. An der Hauptangriffsseite im Norden steht ein hoher Rundturm, der aus der Flucht der nördlichen Beringmauer hervor tritt. Der ursprüngliche Eingang ist nicht mehr zu erkennen, wird sich jedoch in einer gewissen Höhe befunden haben. Der heutige Zugang wurde beim

Ausbau zum Aussichtsturm 1901 geschaffen. Die ehemalige Höhe des Turmes und die Form seines Abschlusses sind unbekannt.

Über die weiteren Bauten gibt es nur Vermutungen. Zwei über den gesamten südlichen Burghof reichende Mauern sowie Fenster und Balkenlöcher an der östlichen Umfassungsmauer weisen auf grössere Wohn- und Wirtschaftsgebäude hin. Auch wenn es heute keine Anhaltspunkte mehr dafür gibt, waren weitere Bauten sicherlich auch an die Westmauer angelehnt. Wahrscheinlich stand im Süden ein repräsentatives Gebäude.

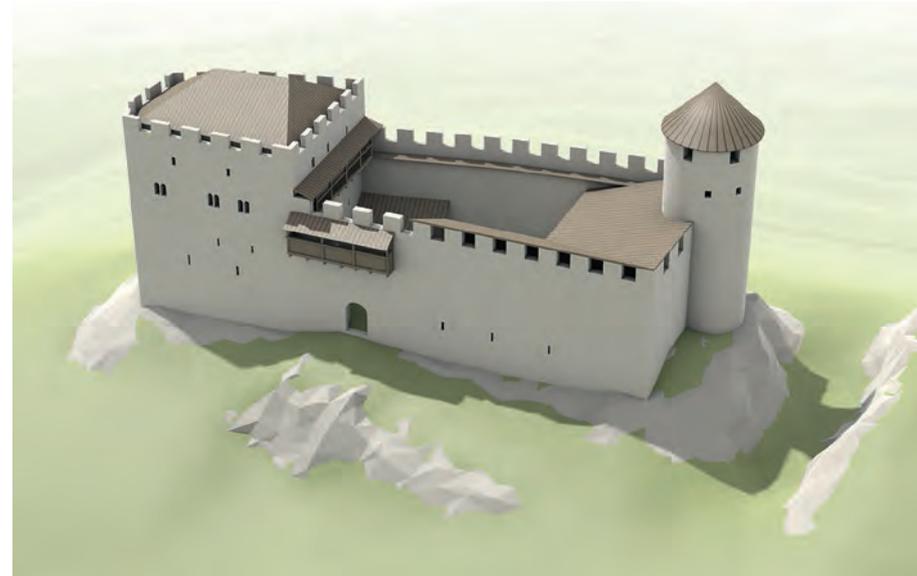
Die zeichnerischen Rekonstruktionen der Burgen sind Hypothesen mit zahlreichen Unwägbarkeiten. Von vielen ehemaligen Gebäuden sind keine Reste mehr vorhanden und auch keine Bildquellen überliefert. Auch ist bei den nachgewiesenen Bauten nicht gesichert, ob alle zur selben Zeit bestanden. Weiter sind die Höhen und insbesondere die Dachformen der Gebäude nicht überliefert. Wenn auch Vieles hypothetisch ist, vermitteln die Re-

konstruktionen dennoch eine konkrete Vorstellung davon, wie die Anlagen einmal ausgesehen haben könnten.

Bericht: Michael Schmaedecke

Zeichnungen: Joe Rohrer, bildebene.ch

Muttenz, Hinterer Wartenberg. Rekonstruktionsversuch der Burganlage, Blick von Nordosten (Joe Rohrer).



1 Aesch

2 Allschwil
3 Anwil
4 Arboldswil

5 Arisdorf
6 Arlesheim
7 Augst

8 Benken
9 Birmwil
10 Biel

11 Binningen

12 Birsfelden
14 Birmingen
16 Bubendorf

13 Bockten
15 Bretzwil

17 Buekten
19 Diegten

18 Buus
20 Diepfingen

21 Eptingen

22 Ettingen

23 Frankendorf

24 Fillingendorf

25 Gersheim

26 Grenchen

27 Hedingen

28 Hertenstein

29 Hertenstein

30 Hertenstein

31 Hertenstein

32 Hertenstein

33 Hertenstein

34 Hertenstein

35 Hertenstein

36 Hertenstein

37 Hertenstein

38 Hertenstein

39 Hertenstein

Microfilm

Dokumentation und Archiv

Drei Jahre nach Abschluss der aufwendigen Retrodigitalisierung der Papier- und Planarchive kann man festhalten: Die Arbeit hat sich gelohnt! Zum einen ist es für Benutzer nun wesentlich praktischer, Unterlagen digital am Bildschirm einzusehen und sich den Weg ins Archiv zu sparen. Zum anderen trägt die digitale Verfügbarkeit zum Schutz der Archivbestände bei, da jede Konsultation das Original beschädigen und seinen Erhaltungszustand verschlechtern kann.

2015 wurde die Digitalisierung der Fotonegative vorangebracht. Diese – bestens konserviert in speziellen Archivschachteln auf über vier Laufmetern – werden vor der Digitalisierung sorgfältig einzeln aufbereitet. Es gilt Zusammenhänge und chronologische Abfolgen, die beispielsweise Aufschlüsse über den Ablauf einer Grabung geben, zu erkennen, damit sie bei der Digitalisierung berücksichtigt werden. Häufig mündet die Aufbereitung der Negative in Rechercharbeit, zum Beispiel wenn derselbe Film auf unterschiedlichen Grabungen zum Einsatz kam und die Negativstreifen zerschnitten wurden. In diesen Fällen ist es eine besondere Herausforderung, die Chronologie der Fotografien und deren dokumentarischen Zusammenhang wieder nahtlos zu rekonstruieren.

Gleichzeitig entwickelt sich die moderne Grabungstechnik unaufhörlich weiter. Neue Instrumente wie 3D-Laserscanner erzeugen immense digitale Datenmengen, die es langfristig zu sichern gilt. Die Langzeitarchivierung und Verfügbarmachung solcher Daten gehört auch in Zukunft zu den zentralen Herausforderungen an Archive und Informationseinrichtungen.

Tabea Molliné

<

In Spezialeinheiten
verpackt warten die
Fotonegative auf ihre
Digitalisierung.

Hightech im Praxiseinsatz: das Laserscanning

Laserscanning in
Grellingen. Der nur
fünf Kilogramm
schwere Scanner
nimmt die Fundschicht
dreidimensional auf.

Seit 2014 verfügt die Archäologie Baselland über einen Laserscanner für die dreidimensionale Dokumentation. Der während des Messvorgangs rotierende Kopf des Modells «Faro Focus 3D» sendet Laserstrahlen aus, die von der Umgebung reflektiert werden. Das Gerät bestimmt den Winkel und die Distanz zu den erfassten Objekten und errech-

net daraus Punkt für Punkt deren exakte Position im dreidimensionalen Raum. Der Scanner ist in der Lage, seine Umgebung – mit Ausnahme eines kleinen Bereichs direkt unterhalb – komplett zu erfassen. Er tut dies mit einer unvorstellbaren Geschwindigkeit: fast eine Million Punkte werden pro Sekunde erfasst!



Die Rohdaten des Scans werden anschliessend auf einen Computer übertragen und zu einer dreidimensionalen Punktwolke, bestehend aus Millionen von Einzelpunkten, zusammengesetzt. Der Laserscanner verfügt zudem über die Möglichkeit, die Umgebung mittels einer integrierten Digitalkamera zu fotografieren. So lässt sich jedem einzelnen Scanpunkt ein Farbwert zuweisen – es entsteht gewissermassen eine dreidimensionale digitale Farbfotografie. Da das Gerät auch den Intensitätswert der Punkte speichert, bekommt man sogar in absolut dunkler Umgebung ein Resultat, allerdings nur in Graustufen. Der Intensitätswert gibt an, wie viel Strahlung zum Gerät zurück kommt – weisse Flächen haben einen hohen Wert, dunkle einen tiefen.

Grössere Objekte werden aus verschiedenen Positionen aufgenommen. Die Software «Faro Scene» erkennt Bereiche, die in mehr als einem Scan aufgenommen wurden, und kann so die Rohdaten von verschiedenen Aufnahmen zu einem einzigen grossen Bild zusammensetzen. So ist es beispielsweise möglich, alle im Zuge einer Bauuntersuchung erfassten Räume eines historischen Gebäudes in einer einzigen Punktwolke zu betrachten.

3D-Laserscannerdaten lassen sich vielfältig weiterverarbeiten. Nachfolgend einige Beispiele aus dem Einsatzbereich der Archäologie Baselland:

Punktwolkendaten und selbst die Rohdaten einzelner Scans kann man ohne Probleme in eine CAD-Datei importieren. Dort werden sie als erstes georeferenziert, das heisst an die richtige Stelle im dreidimensionalen Raum geschoben. Dies geschieht mittels Punkten, die zuvor eingemessen wurden und von denen folglich die X- und Y-Koordinaten – meistens die Schweizer Landeskoordinaten – sowie die Höhe bekannt sind. Danach liegt die Punktwolke lagerichtig im Raum.

Die archäologischen Befunde und Objekte lassen sich nun digital «abzeichnen». Die Einzelpunkte des Scans dienen dabei als Grundlage für die Erstellung von dreidimensional im Raum liegenden Linien, sogenannten 3D-Polylinien. Mit solchen Linien werden beispielsweise die Grenzen eines Befundes oder die Ausdehnung einer Fundschicht

Die dreidimensionale farbige Punktwolke der Grottenburg Riedfluh bei Eptingen.



Die lagerichtig im Raum positionierte Punktwolke dient am Bildschirm als Grundlage für die Erstellung dreidimensionaler Linien.

nachgezeichnet. Aus den 3D-Polylinien entstehen so Pläne einer archäologischen Fundstelle.

Laserscannerdaten können aber auch als Grundlage für die Erstellung von vermaschten und texturierten 3D-Modellen dienen. Dabei wird über die losen Scanpunkte ein Netz gelegt, das einen vir-

tuellen, geschlossenen dreidimensionalen Körper bildet. Dieses Maschennetz wird mit einer Textur überzogen, die das Oberflächenmaterial imitiert, so dass das Modell im Computer ähnlich aussieht wie in der Realität. Solche Modelle bilden beispielsweise die Grundlage für die Rekonstruktion von Ruinen oder den 3D-Druck.



Der Laserscanner ist schliesslich in grossflächigen Projekten einsetzbar. Manchmal werden detailierte Geländemodelle von ganzen Hügelzügen oder Talböden benötigt. In so erzeugten Aufnahmen zeigen sich kleinste Unebenheiten des Bodens, die beispielsweise Hinweise auf alte Wege oder erodierte Wallanlagen geben können. Sie haben dabei einen höheren Detaillierungsgrad als die Daten, die beim Scan aus dem Flugzeug (airborne laserscanning LIDAR) erhoben werden.

Die Erstellung von Geländemodellen erfolgt ähnlich wie die Generierung von 3D-Modellen: Die Scandaten aus verschiedenen Positionen bilden die Grundlage für den Aufbau einer vermaschten, digitalen Oberfläche. Dabei muss die Punktwolke vor der Weiterbearbeitung von störenden Faktoren wie Bäumen und Sträuchern befreit werden, die gezwungermassen mitgescannt wurden. Die Texturierung der Geländeoberfläche ist bei dieser Anwendung nicht nötig. Nach der Bereinigung wird die Punktwolke in die Software Autodesk AutoCAD Civil 3D importiert, in der das Geländemodell erzeugt wird.

Die Software «Faro Scene» kann aus Ansichten auf Punktwolken auch Orthofotos generieren, also Abbildungen, bei denen die Verzerrung, die auf jedem «normalen» Foto vorkommt, eliminiert ist. Diese verzerrungsfreien Aufnahmen lassen sich zum Beispiel masstabgerecht abspeichern und so

Der ältere Topfhelm der Burg Madeln bei Pratteln als dreidimensionales Modell.



Geländemodell der Mörliflugh oberhalb von Liedertswil. Deutlich ist links der Bildmitte der Halsgraben der neu entdeckten Burgstelle zu erkennen.

der archäologischen Dokumentation zufügen. Es ist auch möglich, Orthofotos auszudrucken und als Grundlage für die Dokumentation vor Ort zu verwenden: Auf einem darübergelegten Transparentpapier lassen sich Zusatzinformationen wie Befundgrenzen, Bauphasen und Bemerkungen zu den Befunden eintragen.

Vielversprechend ist zudem die Möglichkeit, die dreidimensionalen Daten zu veröffentlichen. Mit der «Faro WebShare»-Technologie lassen sich Scanprojekte ohne grossen Zusatzaufwand im Internet präsentieren. Besucher können sich auf einer Webseite von Aufnahmepositionen zu Aufnahme-position «bewegen» und die Umgebung aus der



Sicht des Scanners in alle Richtungen betrachten. Sogar Distanzmessungen innerhalb eines Bildes sind möglich. Zudem kann der Administrator sogenannte Dokumentationsobjekte in den Panoramen platzieren, die multimediale Zusatzinformationen zu den sichtbaren Objekten enthalten.

Die Beispiele zeigen: Die Nutzung von Laserscanning bietet auf archäologischen Untersuchungen einen deutlichen Mehrwert, sowohl für die Dokumentation als auch im Hinblick auf die spätere Vermittlung und Veröffentlichung. In kürzester Zeit sind Objekte lagegenau dreidimensional erfasst. Aufgrund der problemlosen Integration dieser Daten in die gewohnte Dokumentationsumgebung besteht ein lückenloser und effizienter Workflow von der Datenaufnahme bis zur Publikation der fertigen Pläne und Modelle. Die 3D-Daten sind von grossem Wert, da die untersuchten Objekte in den meisten Fällen nicht erhalten bleiben: Die Befunde im Boden werden beim Ausgraben in der Regel zerstört. Auch in historischen Gebäuden wird die Archäologie Baselland nur aktiv, wenn die Bausubstanz oder wesentliche Teile davon

durch Umbau oder Abbruch unmittelbar bedroht ist. Laserscans erhalten den Zustand zum Zeitpunkt der Dokumentation – zumindest virtuell. Allfällige später auftauchende Fragen lassen sich dank der Scans oft auch dann noch beantworten.

Bericht: Jan von Wartburg

Orthofoto einer
bemalten Decke des
Sundgauerhofs in
Arlesheim.





Auswertung und Vermittlung

Was hat es wohl zu bedeuten, wenn ein Mitglied der Regierung im Saal des Landrats zu handfestem Gerät greift? Richtig, er leistet einen gewichtigen Beitrag zur Erhaltung unseres Kulturerbes! Mittlerweile Alt-Regierungsrat Urs Wüthrich weist anlässlich der Veröffentlichung des neuen, europaweit einzigartigen Baselbieter Kulturgüterportals KIM.bl mit dem 1,1 Kilogramm schweren Pratteler Faustkeil, dem ältesten von Menschenhand geschaffenen Werkzeug der Schweiz, auf die vielfach in Depots schlummernden Kulturschätze hin. Mit dem neuen Webportal werden sie nun öffentlich erfahrbar, schnell und einfach.

Die Kulturguterhaltung erfolgt häufig im Hintergrund: Archäologische Spuren werden in Baugruben dokumentiert, Funde gehoben, konserviert und restauriert, Objekte gesichtet. Einen echten Gewinn bringt diese Arbeit jedoch erst, wenn die Funde ausgewertet und die daraus gewonnenen Erkenntnisse der Öffentlichkeit – Heimatkundlern, Lehrerinnen, Forschern, interessierten Bürgerinnen und Touristen – vermittelt werden können. Eine primäre Auswertung, ein erstes Sichten und Beurteilen des Fundmaterials, gehört deshalb zwingend zu jedem archäologischen Projekt.

Das Ziel unserer Arbeit heisst in jedem Fall: veröffentlichen. Dazu bieten sich viele Kanäle an. Vom niederschweligen Publizieren im Internet über den – online ebenfalls einsehbaren – Jahresbericht bis hin zu Vorträgen, Infotafeln und Führungen vor Ort oder zur wissenschaftlichen Publikation. Letztere ist zwar besonders aufwendig, doch erst sie bietet das tragfähige Gerüst für neue Erkenntnisse, die dann – entsprechend aufbereitet – wieder dem breiten Publikum vermittelt werden können.

Reto Marti

<

Am 15. April 2015 wurde das europaweit einzigartige Kulturgüterportal KIM.bl der Öffentlichkeit und der Fachwelt vorgestellt: Regierungsrat Urs Wüthrich-Pelloli führt anlässlich der Präsentation im Landratssaal eines der ältesten Kulturgüter der Schweiz vor, den Faustkeil von Pratteln.



Das rekonstruierte
Dolmengrab 1 bei der
St. Katharinen-Kirche in
Laufen (Zustand 2008).

Lange vermisst und wieder entdeckt: die Funde aus Dolmengrab 1 von Laufen

«Dolmen» ist bretonisch und heisst «Tisch aus Stein». Da das Bretonische eng verwandt ist mit dem Keltischen, hat sich dieser Begriff für vorgeschichtliche, aus riesigen Steinen zusammengefügte Kammergräber eingebürgert. Die Dolmengräber stammen aber aus viel älteren Zeiten als die Kelten. Sie sind typisch für die Jungsteinzeit. Die rechteckigen Steinkammern hat man mit Erde angeschüttet oder sogar vollständig zugedeckt. Das Innere war durch eine ovale Öffnung auf der vorderen Schmalseite – ein so genanntes Seelenloch – zugänglich. Durch dieses wurden in kürzeren oder längeren zeitlichen Abständen die Verstorbenen ins Innere der Kammer gebracht. Im Laufe der Jahrhunderte hat die Erosion die Erdhügel wieder abgetragen – zurück blieben die Felsblöcke, die gelegentlich als riesige «Tische aus Stein» bis heute in der Landschaft stehen geblieben sind.

Im Falle von Laufen war von den beiden jungsteinzeitlichen Dolmengräbern zum Zeitpunkt der Entdeckung nichts mehr zu sehen. Eine erste Anlage wurde 1946 bei der Vergrößerung der damaligen Wandplattenfabrik an der Wahlenstrasse

entdeckt und anschliessend von Alban Gerster-Giambonini detailliert ausgegraben und dokumentiert. Von dem früher schon weitgehend zerstörten Steinmonument waren damals noch die Reste der östlichen und der südlichen Seitenplatte in ihrer ursprünglichen Lage vorhanden. Eine weitere, etwa zwei Tonnen schwere Steinplatte lag

Das ehemalige Depot des Museums Laufental, in dem 2010 die Funde aus dem Dolmengrab 1 zum Vorschein kamen.



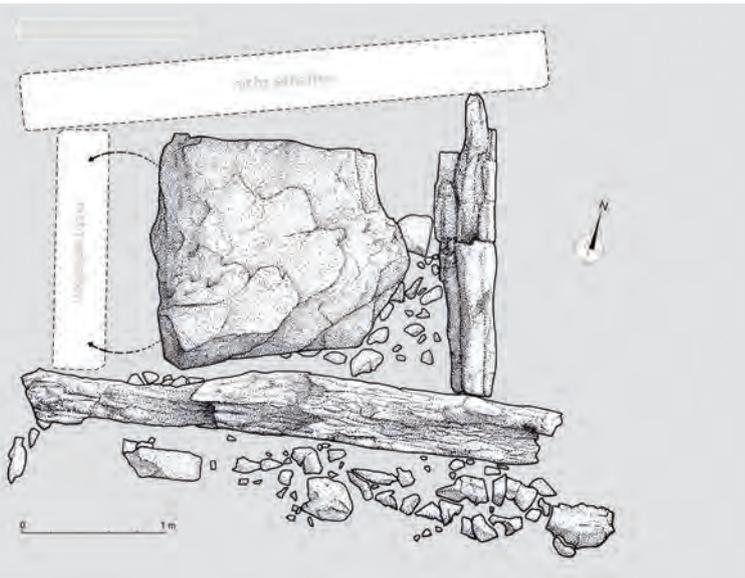
Die Fundsituation
der Steinplatten des
1946 entdeckten
Dolmengrabes 1.

auf der Verfüllung im Inneren der Grabkammer. Sie wurde damals als Deckplatte bezeichnet. Nach neueren Untersuchungen dürfte es sich bei dieser trapezförmig zugehauenen und etwa 40 Zentimeter dicken Platte jedoch um die eingestürzte Westwand handeln. Als Teil der ehemaligen Grababdeckung ist hingegen eine kleinere und dünnere

Platte zu deuten, die nur wenige Meter von der Steinkiste entfernt zum Vorschein gekommen ist.

Basierend auf den neuen Erkenntnissen wurde die rekonstruierte Grabstätte bei der St. Katharinen-Kirche in Laufen aufgebaut und mit einem Schutzhäus versehen. Später wurden ihm die Überreste des im Februar 2000 entdeckten und von der Archäologie Baselland ausgegrabenen Dolmengrabes 2 hinzugefügt. Dieses lag ebenfalls an der Wahlenstrasse, etwa 120 Meter südöstlich. Heute sind die bedeutenden Kulturdenkmäler, ergänzt durch eine informative Hinweistafel, für die Öffentlichkeit jederzeit zugänglich.

Vom Dolmengrab 1 wurden bisher lediglich einige menschliche Zahnreste anthropologisch untersucht und publiziert. Über mögliche weitere



>
Menschliche
Knochenfragmente aus
dem Dolmengrab 1.

menschliche Skelettreste oder allfällige Grabbeigaben lagen bis vor kurzem keine Hinweise vor. Zudem waren die bereits erwähnten und 1977 publizierten Zähne seither nicht mehr auffindbar.

Dieser unerfreuliche Zustand änderte sich im Jahr 2010 schlagartig, als Mitarbeiter der Archäolo-

gie Baselland beim Räumen eines Aussenlagers des Museums Laufental unerwartet auf mehrere Schachteln und Schubladen mit archäologischen Objekten aus den unterschiedlichsten Fundstellen und Epochen stiessen. Die Überraschung war umso grösser, als einige Kartonschachteln nicht nur die seit langem vermissten menschlichen Zähne,

Eine Auswahl der seit längerem vermissten menschlichen Zähne aus dem Dolmengrab 1.



Neolithische Beigaben
aus dem Dolmengrab 1:
ein Silexmesser ...

sondern auch viele bisher unbekannte archäologische Funde aus dem Dolmengrab 1 enthielten.

Unter diesen befinden sich neben weiteren menschlichen Zähnen auch zahlreiche Knochenstücke, die ebenfalls als Reste der neolithischen

Bestattungen anzusehen sind. Es fällt auf, dass die Skelettreste stark fragmentiert sind, wobei der Grund für diese Zerstückelung noch abzuklären ist. Jedenfalls ist dieser Befund kein Einzelfall, wie ähnliche Funde aus dem benachbarten Dolmengrab 2 belegen.

Von Bedeutung sind auch einige Objekte, die den Bestatteten bewusst ins Grab mitgegeben wurden. Es handelt sich unter anderem um ein kantenretuschiertes Messer aus Silex sowie um mehrere Schmuckanhänger aus Tierzähnen, die zum Teil an ihren Wurzelenden noch die Spuren der Durchbohrungen aufweisen. Einige prähistorische Keramikscherben sind schliesslich als Reste von Gefässbeigaben zu deuten.

Das auf glückliche Weise wieder zum Vorschein gekommene Fundinventar enthält auch römische,



>
... Anhänger aus
Tierzähnen ...

mittelalterliche und jüngere Gegenstände, die sich nach den Angaben von Alban Gerster über dem Grab in einer Humusschicht fanden. Es ist deshalb anzunehmen, dass das Dolmengrab 1 – genau gleich wie Grab 2 – in römischer oder späterer Zeit durch massive Eingriffe in Mitleidenschaft gezo-

gen worden war. Dabei stand vermutlich die Entnahme von Teilen der Kalksteinplatten im Vordergrund, die willkommenes Baumaterial lieferten.

Bericht: Jürg Sedlmeier

... und Fragmente von Keramikgefäßen. Sie sind wie die Menschenknochen alle stark fragmentiert. Alles M 1:1.



Die Zeiten ändern sich, die Arbeit bleibt: Knaben beim Ährenlesen vor gut 60 Jahren, fotografiert von Theodor Strübin. In den rund 7000 Jahren von der Jungsteinzeit bis zur Industrialisierung der Landwirtschaft änderte sich der Charakter der Feldarbeit wenig.



Frenkendorf, Rheinstrasse: weitere Lächerli aus der jungsteinzeitlichen Grube

Wenn immer möglich und sinnvoll, werden bei modernen Grabungen Proben entnommen, die von den naturwissenschaftlichen Nachbardisziplinen akribisch untersucht werden. Die Ergebnisse dieser Analysen sind tragende Stützen für die Beurteilung einer Fundstelle. Dies zeigt sich einmal mehr bei der 2013 an der Rheinstrasse in Frenkendorf auf der Baustelle des Lächerli Huus ausgegrabenen jungsteinzeitlichen Grube.

Als erstes bestätigte eine Radiokarbon-Analyse (vgl. Jahresbericht 2013, 28–31) die anhand der Keramik vorgenommene Datierung in die sogenannten Horgener Kultur (3200–2800 v. Chr.). 2015 bestimmten Heide Hüster-Plogmann und Patricia Vandorpe nun auch noch die Tier- und Pflanzenreste. Dass sich abseits der Feuchtbodensiedlungen überhaupt organische Materialien erhalten haben, ist dem Umstand zu verdanken, dass vor allem die pflanzlichen Reste verkohlt in die Gruben kamen und so der Zersetzung standhalten konnten. Die nachgewiesenen Kulturpflanzen Gerste, Emmer, Einkorn, Weizen und Schlafmohn passen gut ins

Bild der bekannten neolithischen Landwirtschaft und sind soweit unspektakulär. Wichtig ist aber, dass dieses Spektrum auch für eine Siedlung weit ab der grossen Mittellandseen nachgewiesen werden konnte, also aus einer Zone, über die man diesbezüglich bisher kaum etwas weiss. Dasselbe

Frenkendorf, Rheinstrasse. Getreidekörner aus der Grube.



Fragmente von
grossen und kleinen,
5000 Jahre alten
Schneckenhäuschen.

gilt auch für die nachgewiesenen Nutztierarten Schaf/Ziege und Schwein.

Die archäobiologische Auswertung gibt zudem Einblick ins Landschaftsbild. Kleintierknochen – zum Beispiel von Mäusen – weisen auf eine lichte,

moderat feuchte Umgebung hin, in der auch tiefgründige Ackerböden vorhanden waren. Haselnusschalen und Erdbeersamen zeigen, dass unsere Vorfahren Wildpflanzen vom Waldrand als willkommene Nahrungsergänzung schätzten.

Äusserst interessant war die Analyse der Schnecken- und Muschelschalen. Viele der nachgewiesenen Arten haben einen grossen muskulösen Fuss und zählen zu den essbaren Schnecken. Handelt es sich also auch hier um Speiseabfälle? Für den Verzehr von Weichtieren spräche auch eine Muschelschale. Der Befund lässt jedoch Raum für eine weitere Interpretation: Die meisten Schnecken- und Muschelschalen kamen in den untersten Schichten der Grube zum Vorschein. Es könnte sein, dass diese eine gewisse Zeit lang offen stand und sich die Schnecken an heissen Tagen dort vor der Sonne schützten.

Wenn Letzteres zuträfe, würden uns die archäobiologischen Untersuchungen also nicht nur den damaligen Speiseplan verraten, sondern auch sozusagen kriminalistisch zur Erklärung des «Tathergangs» beitragen. Demnach wäre die zu einem



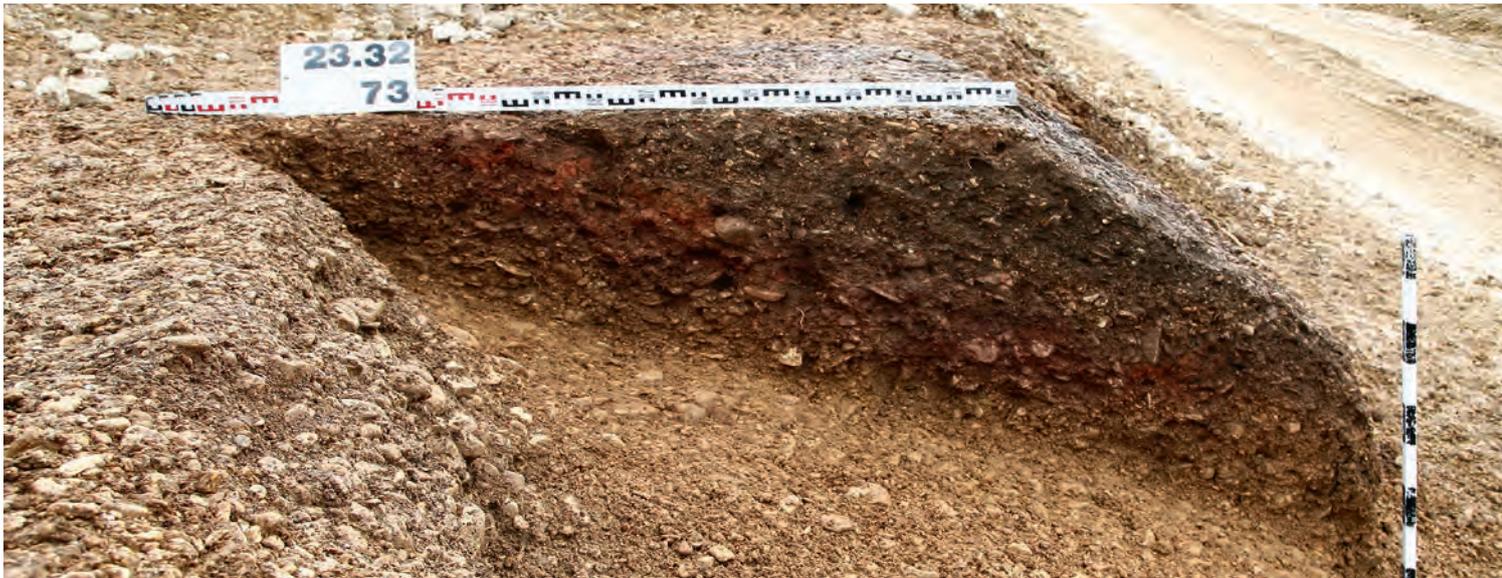
unbekannten Zweck ausgehobene Grube vorerst nur unvollständig und zumindest teilweise mit vergänglichem Material verfüllt worden. In dieser Zeit hausten dort zahlreiche grosse und kleine Schnecken. Später wurde das Loch wohl als störend empfunden und innert relativ kurzer Frist

mit Siedlungsabfall aus der Umgebung, inklusive den Speiseresten, aufgefüllt.

Bericht: Andreas Fischer

Archäobiologische Analysen: Heide Hüster-Plogmann/Patricia Vandorpe, IPNA, Universität Basel

Profil durch die jungsteinzeitliche Grube. Die Schneckenschalen waren hauptsächlich in den untersten Schichten.



Ein Spiegel der Geschichte: keltische Münzen im Kanton Basel-Landschaft

Eine der ältesten Fundmeldungen: Daniel Bruckner veröffentlichte 1762 einen *Lingonenpotin* aus *Oltingen*, den er allerdings als «gothisch» bestimmte.

Im 18. Jahrhundert legte Daniel Bruckner seine «Beschreibung historischer und natürlicher Merckwürdigkeiten der Landschaft Basel» vor. Darin enthalten sind die ersten Erwähnungen keltischer Münzen aus dem Kanton Baselland; je eine *Potin*münze aus *Diegten* und *Oltingen* ist dort sogar in Zeichnung wiedergegeben. Leider

sind diese ältesten nachvollziehbaren Funde aus dem Baselbiet heute verschollen. Seither wurden weitere gefunden; an Fundstellen hervorzuheben sind die beiden spätlatènezeitlichen Siedlungen von *Sissach-Brühl* und *Reinach-Mausacker*, die römische *colonia* von *Augusta Raurica* sowie der mutmassliche heilige Ort auf der *Gerstelfluh* oberhalb von *Waldenburg*. Besonders spektakulär ist der erst kürzlich entdeckte Hortfund von *Füllinsdorf* mit 300 keltischen Silbermünzen. Die übrigen Fundplätze lieferten meist nur einzelne Geldstücke.

Die Verbreitungskarte rechts dürfte weitgehend den Forschungsstand widerspiegeln. Denn während das Material in den Flusstälern von *Rhein*, *Birs* und *Ergolz* zumeist bei Baumassnahmen zutage kam, sind die Münzen aus den Höhenlagen oftmals Zufalls- oder Prospektionsfunde. Es ist sehr wahrscheinlich, dass diese Siedlungsaktivitäten anzeigen. Gerade im Bereich der *Jurahöhen* könnte eine gezielte Suche zur weiteren Vermehrung der spätlatènezeitlichen Fundstellen und -münzen führen.

2486

Historische

Denn aus den neuern Zeiten von Metall begehende gothische Münze,



und

eine Haften, so ein Mannsbild vorstellet.

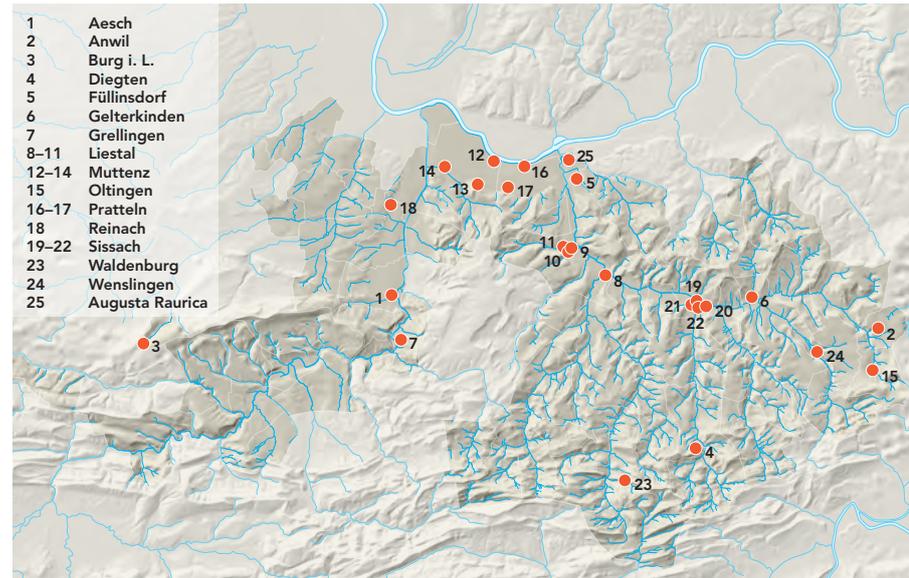
2015 erschien, gefördert durch einen namhaften Beitrag des Swisslos-Fonds Baselland, ein umfassendes Werk zu den keltischen Münzen der Schweiz, das auch die Funde aus dem Kanton Basel-Landschaft detailliert vorstellt (s. S. 199). Vor diesem Hintergrund wollen wir im Folgenden den Münzumschlag in der Region kurz skizzieren.

Im 3. Jahrhundert v. Chr. waren die Dienste keltischer Söldner bei griechischen Herrschern des Mittelmeerraumes sehr willkommen. Als Sold erhielten die Krieger Goldmünzen. Bei ihrer Rückkehr in die Heimat brachten sie diese kulturelle Errungenschaft mit. Bereits ab etwa 270 v. Chr. tauchten in den Gebieten nördlich der Alpen die ersten keltischen Goldmünzen auf, die griechische Vorbilder kopieren. Aus dem Baselbiet kennen wir bislang zwei Goldmünzen aus dieser Phase. Die erste wurde 1862 in der Umgebung von MuttENZ gefunden und um die Mitte des 3. Jahrhunderts v. Chr. geprägt. Die zweite Münze ist ein in Süd-Deutschland geprägtes «Regenbogenschüsselchen». Leider ist seine genaue Fundstelle nicht bekannt.

Beide Münzen fügen sich gut in das aus der übrigen Schweiz bekannte Bild dieser Zeit.

Etwa ab 150 v. Chr. entstanden in weiten Teilen West- und Mitteleuropas grosse, stadtartige Siedlungen, die Oppida. Sie dienten als Anlaufstellen und Märkte für die Händler aus der griechischen

Verbreitung der Fundstellen mit keltischen Münzen im Kanton Basel-Landschaft (nach Nick 2015).



Die goldene Münze, ein Viertelstater des Typs Gamshurst, stammt aus der Umgebung von Muttenz. M 2:1 (Schweizerisches Nationalmuseum).

Kolonie von Massalia, dem heutigen Marseille, und aus dem Römischen Reich. Mit zunehmendem Austausch bildete sich ein dreigliedriges Münzsystem heraus, bestehend aus Gold-, Silber- und so genannten Potinmünzen (Kupferlegierungen). Im Fernhandel spielten diese Münzen jedoch kaum eine Rolle, da die auswärtigen

Kaufleute an Rohstoffen interessiert waren, die sie in ihrer Heimat mit Gewinn verkaufen konnten. Auch der Sklavenhandel war ein einträgliches Geschäft. Im Gegenzug erhielten die Kelten vor allem grosse Mengen an Wein.

Im Baselbiet selbst ist zwar bisher kein spätlatènezeitliches Oppidum sicher nachgewiesen, doch stand die Gewerbesiedlung von Sissach-Brühl in regem Austausch mit dem Handelszentrum von Basel-Gasfabrik am Rheinknie, wie ein Vergleich der beiden Münzspektren zeigt. Auch einige Münzen von Waldenburg-Gerstelfluh passen gut dazu. Andere sind hingegen deutlich jünger und datieren bereits in die folgende Phase. Die Lage des nur wenige Quadratmeter grossen Platzes an einer torartigen Felsformation sowie eine verborgene Nauheimer Fibel deuten auf eine rituelle Nutzung des siedlungsfeindlichen Geländes. Möglicherweise wurden die silbernen Quinare und die Potinmünzen dort oben an einem steilen Bergrücken des Faltenjura einer Gottheit geopfert (Jahresbe-



richt 2014, S. 30–31). In Augusta Raurica wurden bisher noch keine spätlatènezeitlichen Befunde aufgedeckt, doch deutet sich durch das markante keltische Münzspektrum bereits eine Besiedlung in dieser und in der folgenden Phase an.

Ab etwa 90/80 v. Chr. änderte sich die Situation grundlegend. Der einstmals blühende Fernhandel ging zurück und viele Kelten verliessen ihre Wohnsitze, um neue befestigte Siedlungen zu gründen. Offenbar wuchs die Angst vor Bedrohungen von aussen. In diesen neuen Wohnstätten ist nur noch wenig Kleingeld in Form von Potinmünzen anzutreffen. Stattdessen waren nun hauptsächlich Silbermünzen, sogenannte Quinare, im Umlauf. Zusammen mit einer Reihe weiterer Hinweise deutet dieser einschneidende Währungswechsel in weiten Teilen Mittel- und Westeuropas darauf hin, dass mit diesem Geld vornehmlich Soldaten bezahlt wurden. Herausragendes Zeugnis dieser Phase ist der Hort von Füllinsdorf mit 300 keltischen Silberprägungen.

Aufgrund weiterer Funde römischer Gold- und Silbermünzen sowie einer bronzenen Statuettenbasis aus derselben Zeit könnte es sich um einen heiligen Platz in Sichtweite von Augusta Raurica und seiner möglichen Vorgängersiedlung handeln, der über viele Generationen verehrt wurde (Jahresbericht 2012, S. 30–37).

Ein Kaletedou-Quinar und eine Potinmünze des Sequanertyps von der Gerstelfluh bei Waldenburg. M 2:1 (IFS).



Togirix-Quinare wie derjenige von der Gerstelfluh bei Waldenburg wurden in der Zeit des Gallischen Krieges und den Jahrzehnten danach geprägt. M 2:1 (IFS).

Der Münzumschlag der jüngeren Spätlatènezeit in der Schweiz wird aber nicht ausschliesslich durch das Silber definiert. Neu aufkommende Potintypen zeigen, dass dieses Kleingeld vor allem in den westlich gelegenen Landesteilen nach wie vor benötigt wurde. In Reinach-Mausacker wurde kürzlich eine Fundstelle mit spätkeltischen und rö-

mischen Siedlungsstrukturen aufgedeckt (Jahresbericht 2014, S. 160–165). Neben einer älteren und drei jüngeren Potinmünzen wurde eine keltische Messingprägung des Typs Germanus Indutilli L ausgegraben, die bereits unter römischer Hoheit geschlagen worden war. Dieses Spektrum weist zusammen mit weiteren Funden wie Fibeln und Amphoren in die Zeit von etwa 50 v. Chr. bis in frühromische Zeit.



Nach der Besetzung des Landes durch die Römer um 15 v. Chr. wurde auch im Gebiet der heutigen Schweiz das römische Münzsystem eingeführt. Obwohl die meisten keltischen Geldstücke deshalb schnell verschwanden, hielten sich einige noch für längere Zeit im Umlauf. Zu Beginn der römischen Herrschaft war nämlich die flächendeckende Versorgung mit Kleingeld aus den Prägestätten des Reiches noch nicht ausreichend gesichert. Deshalb erlaubte man den keltischen Autoritäten, eigenes zu prägen. Wo dies nicht ausreichte, halbierte man grössere römische Bronzemünzen, um kleinere

Einheiten zu erhalten. Ausserdem behielten ältere keltische Münzen noch eine Zeitlang ihre Gültigkeit. Die angespannte Kleingeld-Situation dauerte bis um die Mitte des ersten Jahrhunderts n. Chr., doch spielten die keltischen Münzen damals bereits keine grosse Rolle mehr. Die Menschen behielten sich vielmehr damit, eigene Bronzemünzen zu prägen, die mehr oder weniger wie die regulären römischen Münzen aussahen.

Im Falle der keltischen Münzfunde aus den römischen Gutshöfen von Gelterkinden-Mühlstett, Liestal-Munzach und Pratteln-Kästeli ist nicht klar zu entscheiden, ob sie noch einer vorrömischen Phase zuzuordnen oder erst in römischer Zeit in den Boden gelangt sind. In der Regel liessen sich die Römer nämlich an siedlungsgünstigen Plätzen nieder, die naturgemäss bereits eine ältere Besiedlung aufwiesen. Eine ganze Reihe erst unter römischer Hoheit geprägter keltischer Münzen aus Augusta Raurica lässt sich hingegen klar dem römischen Münzumsatz zuordnen. Es ist auch nicht

auszuschliessen, dass das eine oder andere dort gefundene ältere Stück noch in römischer Zeit als Zahlungsmittel diente.

Bericht: Michael Nick, Inventar Fundmünzen der Schweiz IFS, Bern

Potinmünze Typ Turonos
Cantorix aus Reinach
und Messingmünze
Typ Germanus Indutilli L
aus Augusta Raurica.
M 2:1 (IFS, Augusta
Raurica).



Römerfest & Co. – Archäologie «bi de Lüt»

Andreas Fischer und
Rebekka Nobel im
Gespräch mit Gästen
des Römerfests.

Nach der erfolgreichen Wiederaufnahme der Präsenz von Archäologie und Museum am Römerfest 2014 waren wir auch 2015 am grössten Archäologie-Event der Schweiz vertreten. Und weil man sich ja stetig verbessern soll, haben wir uns natürlich etwas Neues ausgedacht: ein spannendes Quiz. Gross und Klein mussten auf abgeänderten Zeich-

nungen unserer bekannten fiktiven Persönlichkeiten aus der Vergangenheit zehn Unterschiede zum Original finden, was teilweise ganz schön knifflig war. Wer zudem bei der Hörgeschichte gut aufgepasst hatte, konnte die Fragen dazu leicht beantworten. Für die richtige Lösung gab es am Stand eine kleine Belohnung. Rund 100 Kinder und Jugendliche nahmen ein Rätselblatt mit, einige holten sich auch ein zweites. Eine interessierte Jungarchäologin setzte bei ihrer Familie gar Zeit zum Lösen aller sechs verschiedenen Bögen durch. Daneben lauschten viele den Erlebnissen unserer Vorfahren aus 150 000 Jahren Regionalgeschichte.

Auch am Stand warteten Neuigkeiten auf die Besucherinnen und Besucher: die neuen Faltprospekte zu den Burgen Füllinsdorf-Altenberg und Eptingen-Riedfluh. Wie alle unsere Fundstellenflyer kamen sie beim Publikum gut an; Renner ist und bleibt aber die gemeinsam mit Baselland Tourismus herausgegebene Panoramakarte «Ausflug in die Vergangenheit» mit Wandervorschlägen zu bekannten und weniger bekannten Fundstellen im Kanton.



Ebenfalls fortgesetzt wurde die Zusammenarbeit mit der kantonalen Denkmalpflege an den Europäischen Denkmaltagen im September. 2015 war Laufen an der Reihe. Anita Springer und Claudia Spiess stellten in der Amtshaus Scheune nicht nur die Resultate verschiedenster bauarchäologischer Untersuchungen im Städtchen vor, sondern sie erklärten und zeigten auch ihre Arbeitsweise. Eine beachtliche Zahl von über 170 Personen liess sich in die Methoden der Bauforschung einweihen.

Rund 40 Personen besuchten an diesen beiden Tagen eine Führung zu den Dolmengräbern von Laufen (s. S. 172–177). Dabei standen nicht nur die vielfältigen Themen rund um Religion und Gesellschaft in der Jungsteinzeit auf dem Programm, sondern auch denkmalpflegerische Überlegungen zu Schutz und Erhaltung von archäologischen Befunden.

Beide Anlässe zeigten einmal mehr, dass die Archäologie in der Bevölkerung auf grosses Interesse stösst und im doppelten Sinn «bi de Lüt» ankommt. Allen helfenden Händen und den federführenden

Institutionen sei an dieser Stelle noch einmal herzlich gedankt. Und wer uns diesmal verpasst hat: Fortsetzung folgt!

Bericht: Andreas Fischer

Viel Publikum während der Rede von Regierungsrätin Sabine Pegoraro anlässlich der Denkmaltage.



Neue Tafeln, neue Flyer und eine nationale Fundstelle des Monats

Unser Kulturerbe vor Ort sicht- und erfahrbar machen: Dies ist ein Leitsatz der Archäologie Baselland, den wir auch 2015 auf vielfältige Art und Weise befolgt haben. So wurden in Zusammenarbeit mit der Gesellschaft pro Wartenberg bei allen drei Burgruinen auf dem Bergrücken bei MuttENZ neue Informationstafeln aufgestellt. Ei-

gens dafür angefertigte Rekonstruktionen zeigen anschaulich, wie die Befestigungen einst ausgesehen haben (s. S. 156–161). Informative Texte geben Auskunft über das mittelalterliche Leben und die lange Geschichte des Höhenzuges.

Parallel zu den Tafeln gestaltet die Archäologie Baselland in loser Reihenfolge attraktive Prospekte mit zusätzlichem Hintergrundwissen zum Mitnehmen. Diese können von unserer Website heruntergeladen werden und liegen teilweise auch auf den entsprechenden Gemeindeverwaltungen auf. Aktuelle Beispiele zu neu ausgestatteten Informationsstellen waren im Berichtsjahr «Die drei Burgen auf dem Wartenberg bei MuttENZ» und «Der spätromische Wachturm in der MuttENZer Hard» (Jahresbericht 2012, S. 196 ff.).

Darüber hinaus gibt es jetzt einen Flyer zur «Birs-
eck und Ermitage bei Arlesheim». Dieser aussergewöhnliche Ort war Teil der nationalen Touris-
muskampagne «Fundstelle des Monats», die in einer
ersten Phase noch bis Juni 2016 läuft und Monat
für Monat auf die unbekanntere Vergangenheit der

Auch sie wird im neuen
Flyer dargestellt: die
Mittlere Burg auf dem
Wartenberg.



Schweiz aufmerksam machen will (www.site-of-the-month.ch). Das Projekt war eine Kooperation mit ArchaeoConcept, Baselland Tourismus, der Stiftung Ermitage und dem Verkehrsverein Arlesheim. Unterstützt wird die Aktion vom Staatssekretariat für Wirtschaft SECO, der Archäologie Schweiz und weiteren Gönnern.

Die Ermitage stand im herbstlichen Oktober auf dem Programm. Mit ihren anmutigen Grotten, Felsklippen und Weihern ist sie ein Ort der Musse und der Einkehr. 1785 eröffneten der Basler Domherr Heinrich von Ligertz und seine Cousine, die Gattin des bischöflichen Vogtes, Balbina von Andlau-von Staal, einen grossen englischen Landschaftsgarten. Aus ganz Europa strömten die Repräsentanten des Adels und des Grossbürgertums nach Arlesheim, um sich hier wenige Jahre vor Ausbruch der französischen Revolution an der prächtigen, auf Natürlichkeit inszenierten Landschaft zu ergötzen.

Die damals noch intakte Burg Birseck oberhalb des Gartens diente dabei als Kulisse. Aus verschie-

denen Winkeln hat man Ausblicke auf die Anlage geschaffen, um den Besucher zu tiefsinnigen Betrachtungen anzuregen. Nach der Zerstörung der Anlage im Gefolge der französischen Revolution wurde sie als neue Attraktion nach damaligen Vorstellungen zur «romantischen Ritterruine» umgestaltet. Gegründet wurde die Burg Jahrhun-

Eine sehr romantische, wenn auch nicht detailgetreue Darstellung der Ermitage: «Solitude romantique près d'Arlesheim» von Johann Baptist Stuntz (um 1790).



Die Ruine Birseck,
wie sie sich heute
präsentiert.

derte zuvor aber aus ganz anderen Gründen: Der Basler Bischof Lüthold II. liess sie ab 1243/44 errichten, um seine Präsenz im Birseck zu verstärken und zugleich seinen ernstesten Konkurrenten, Graf Ludwig von Frohburg, in Schach zu halten. Das Erdbeben von Basel 1356, der kontinuierliche Ausbau zur bischöflichen Vogtei und zum baro-

cken Landsitz und schliesslich die Brandschatzung in der Revolution 1793 haben am gewaltigen Bauwerk Spuren hinterlassen, die es zu entdecken lohnt.

Die spezielle Landschaft zog die Menschen aber bereits Jahrtausende früher in ihren Bann. Dies zeigen zum Beispiel Massen von mit Ocker bemalten Kieseln, die 1910 bei Ausgrabungen in der Höhle beim Karussellplatz ans Licht gekommen sind. Die letzten Wildbeuter der Eiszeit haben sie vor rund 14 300 Jahren wohl bei Kulthandlungen verwendet, danach absichtlich zerschlagen und in der Höhle deponiert. Später, am Beginn der Jungsteinzeit vor 5300 Jahren, wurde am selben Ort ein Mann von 30–40 Jahren bestattet.

Der zauberhafte Ort der Stille und Einkehr liess sich während des Aktionsmonats auf eigene Faust erkunden. Dazu wurden eigens provisorische Schautafeln und ein Audiorundgang entwickelt. Ausserdem fanden an jedem Sonntag im Oktober geführte Rundgänge zur Archäologie statt. Rund 75 Personen nutzten dieses Angebot. Im

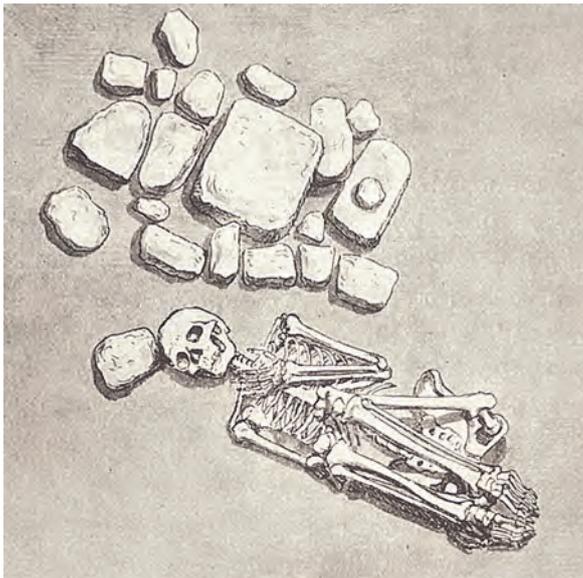


Sinne eines haushälterischen Umganges mit den uns zur Verfügung stehenden Mitteln wurde von Beginn weg darauf geachtet, dass die erarbeiteten Materialien über den Event hinaus nutzbar sind. So werden die Tafeln und der Audioguide ins bereits bestehende Informationssystem der Ermitage integriert. Für die Führungen wurde gezielt das

lokal seit Jahren aktive, bewährte Team geschult und eingesetzt, das das neu erworbene Wissen auch künftig anbieten wird – ganz getreu unserem Motto: Eine Zukunft für die Vergangenheit.

Bericht: Andreas Fischer

Zeugnisse steinzeitlicher Kulthandlungen: eine rund 7300 Jahre alte Bestattung und bemalte Kiesel als der Altsteinzeit.



Die letzten Wildbeuter der Eiszeit: neue Bilder zum Leben vor über 12 000 Jahren

Originales Anschauungsmaterial zum Buch: Die bemalten Kiesel aus der Ermitagehöhle in Arlesheim gaben zu diskutieren.

2015 ist das erste Buch einer geplanten Reihe erschienen, in welcher der Altmeister Jürg Sedlmeier seine jahrzehntelangen Forschungen zu den Steinzeiten zu Papier bringt. Band 51 der «Schriften der Archäologie Baselland» ist der ausgehenden Altsteinzeit, dem so genannten Spätpaläolithikum, gewidmet.

Ein paar Handvoll Silexsteine, vor vielen Tausend Jahren hergerichtet, um Geräte und Waffen damit auszurüsten, oder bestenfalls einige Nahrungsabfälle in Form von Tierknochen: Das ist in der Regel alles, was vom Wirken der damaligen Menschen in unserer Region übriggeblieben ist. Alle anderen Dinge – Holz, Leder, Felle, Bast, die meisten Knochengeräte, aber auch die Zelte, Kleidungsstücke, Tragvorrichtungen und dergleichen – sind längst vergangen.

Wer die Spuren der Menschen, die vor über 11 600 Jahren gelebt haben, verstehen will, muss genau hinschauen. Was der Steinzeitspezialist Jürg Sedlmeier aus den Relikten herauslesen kann, ist erstaunlich. Es sind faszinierende Einblicke in das Leben von Jägern und Sammlern, die sich in derselben Region aufhielten wie wir heute, allerdings bei ungleich härteren Umweltbedingungen. Anthropologisch gesehen waren sie moderne Menschen. Die fehlenden technischen Errungenschaften unserer Zivilisation kompensierten sie mit akkurater Materialkenntnis und enormem handwerklichem Geschick, unser heutiges Wissen



mit scharfer Beobachtung und einer zweifellos über viele Generationen tradierten Erfahrung, wie man sich in der rauen Natur zurechtfinden kann.

Die Herkunft der verwendeten Rohmaterialien, analysiert von Jehanne Affolter, vermittelt Einblicke in das weitreichende Beziehungsnetz dieser Leute. So gibt es Silexstücke, die aus über 200 Kilometern Entfernung oder von jenseits des Rheins in die Region gebracht wurden. Ergänzt werden diese Zeugnisse menschlicher Aktivitäten durch die Faunafundstelle von Dittingen, die einmalige Daten zur Landschafts- und Klimageschichte der Region lieferte.

Neun Mitautoren haben Jürg Sedlmeier bei seinem Buchprojekt «Die letzten Wildbeuter der Eiszeit» zur Seite gestanden. Ihnen sowie den zahlreichen Sponsoren, welche die Analysen der Faunafundstelle Schachlete finanziell mitgetragen haben, gilt unser Dank, ebenso der Freiwilligen Akademischen Gesellschaft Basel, welche die Produktion des Buches finanziell unterstützt hat. Die Druckkosten wurden in grosszügiger Weise

von der Berta Hess-Cohn Stiftung übernommen. Alle Beteiligten dürfen sich an einem gelungenen Werk freuen, das in der Erforschung der regionalen Altsteinzeit neue Massstäbe setzt.

Bericht: Reto Marti

Gut 50 Archäologie-begeisterte lauschten den spannenden Ausführungen des Spezialisten im Grellinger Begegnungszentrum.



Gemeinsam unser Erbe nutzbar machen: das Kulturgüterportal KIM.bl

Der «geistige Vater»
von KIM.bl, Jörg
Hampe, erläutert das
grosse Potential des
neuen Portals.

Als Archäologe kennt man es nur zu gut: Jahr für Jahr kommen bei Ausgrabungen ganz besondere, kostbare oder kulturgeschichtlich interessante Funde ans Licht. Doch dann fehlt es an Zeit und Geld, um den Objekten weiter nachzugehen und sie in gebührender Form zu veröffentlichen. Sie werden inventarisiert und verschwinden im De-

pot. In Museen und Sammlungen schlummern riesige Mengen an Kulturgütern, die nur wenigen Spezialisten bekannt sind. Diese Schätze liegen ungenutzt brach. Schlimmer noch: Das Wissen um die Objekte existiert häufig nur in den Köpfen einzelner, oft ehrenamtlicher Museumsmitarbeitender. Dieses personengebundene Know-how für die kommenden Generationen zu erhalten, wird zur Herausforderung.

Gleichzeitig hebt die neue Kulturbotschaft des Bundes die Digitalisierung als einen der fünf «Megatrends», der fünf grossen Herausforderungen der Schweizer Kulturlandschaft, hervor. Die Entwicklung in diesem Bereich verlief bisher rasant, jedoch über weite Strecken völlig unkoordiniert. Vor ein paar Jahren hat der Bund kapituliert und sich aus der wichtigen Diskussion um die sogenannte «Memopolitik», die Strategien zur Bewahrung des Gedächtnisses der Schweiz, weitgehend zurückgezogen.

Archäologie und Museum Baselland hat sich 2012 deshalb das Ziel gesetzt, selber eine Lösung für



die dringendsten Probleme zu finden. Aber wie? Wie soll eine kleine kantonale Kulturabteilung in Zeiten knapper Ressourcen einen Ausweg aus einem derart umfassenden Dilemma finden? Der Ansatz lautete schliesslich: «Vernetzung» und «Gewinn für alle». Die Vernetzung zielt dabei weniger auf die Technologie als auf die Menschen. Es gibt viele Leute im Kanton, in den Gemeinden, beim Bund oder privat, die sich auf irgendeine Weise mit Kulturgütern befassen. Wenn sie alle am selben Strick ziehen, ergibt das eine gewaltige Kraft.

Herausgekommen ist KIM.bl, die Kooperationsinitiative Museen Basel-Landschaft. Entwickelt wurde sie mit zahlreichen Partnern aus der regionalen Museumswelt, in enger Zusammenarbeit mit kantonalen, nationalen und internationalen Fachstellen und Experten. KIM.bl bietet Museumsleuten und Kulturgüterschützern eine gemeinsame Plattform, in der sie ihre Objekte erfassen und sich beispielsweise über Dokumentationsstandards informieren und austauschen können. Darüber hinaus offeriert die Website www.kgportal.ch Bildung, Forschung, Tourismus und Wirtschaft

sowie allen Interessierten einen einfachen Zugang zu den Baselbieter Kulturgütern – die weltweite Sichtbarkeit ist der grosse Gewinn für alle. Das erfolgreich gestartete Wissensnetzwerk soll nun zum regionalen Museumsverbund ausgebaut werden.

Bericht: Reto Marti

Die Kulturgüter sind einfach zu finden. Die Abfragen – hier das Beispiel «Munzach» – führen manchmal zu unerwarteten Entdeckungen.

The screenshot shows the KIM.bl website interface. At the top, there is a navigation bar with links for 'STARTSEITE', 'MUSEEN', 'SAMMLUNGEN', 'VERANSTALTUNGEN', and 'VERBUND'. A search bar contains the text 'Munzach' and shows '119 Objekte' found. Below the search bar, there are filters for 'FOLGEN', 'Themen', 'Museen', 'Einführungszettel', and 'Erweitert'. The main content area displays a grid of search results, each with a thumbnail image and a caption. The captions include 'Fotografie, Liestal, Munzach, Schulendöbli, Archäologie und Museum Baselland' and 'Fotografie, Liestal, Munzach, Archäologie und Museum Baselland'. The website has a blue header and footer, and a sidebar with social media icons on the right.

Leihgaben

Viel unterwegs:
Spielstein aus Hirschgeweih von der Burg Altenberg bei Füllinsdorf, 11. Jahrhundert. Durchmesser 3,9 Zentimeter.



- Ortsmuseum Frenkendorf, Dauerausstellung zur Ortsgeschichte: 7 Münzen, 9 Kacheln, Hohlziegelfragmente und diverse Keramikscherben vom römischen Heiligtum auf der Schauenburgerfluh sowie von den Ruinen Alt- und Neu-Schauenburg.
- Museum Rosenegg in Kreuzlingen, Ausstellung «Ländliches Leben im späten Mittelalter»: 4 Spinnwirtel, Sichel, Hammer, Hacke, Bügelschere und 2 Töpfe von den Burgruinen Eptingen-Riedfluh, Füllinsdorf-Altenberg, Gelterkinden-Scheidegg und Sissach-Bischofstein.
- Münzkabinett und Antikensammlung der Stadt Winterthur, Ausstellung «Vergraben, verloren, geopfert: Keltisches Geld in der Schweiz»: keltische Münze (Sequaner) von Liestal-Munzach.
- Museum im Bürgerhaus Pratteln, Ausstellung «Spielen – Ausstellung für grosse und kleine Leute»: 11 Objekte, darunter Spielsteine, Würfel, Spielbrettsteine und Puppenköpfe von den mittelalterlichen Burgen Eptingen-Riedfluh, Frenkendorf-Alt-Schauenburg, Füllinsdorf-Altenberg, Gelterkinden-Scheidegg, Sissach-Bischofstein und Wenslingen-Ödenburg.
- Digital Humanities Lab der Universität Basel, Projekt «Digital materiality»: bronzene Gürtelschnalle aus Therwil, frühmittelalterlich.

Publikationen

- Walter Etter/Bernhard Hostettler/Reto Marti/Ursula Menkveld-Gfeller, Wissenschaftler gehen dem Geheimnis des Fossilien-Paradieses in Anwil BL auf den Grund – Des scientifiques examinent en détail le secret du paradis fossilifère d’Anwil BL. Schweizer Strahler 49, 2015, Heft 4, 2–9.
- Jörg Hampe/Reto Marti, KIM.bl – Ein Netzwerk für Kulturgüter. NIKE-Bulletin 2015, Heft 5, 2015, 4–7.
- Reto Marti, Die Burg Altenberg bei Füllinsdorf (Kt. Basel-Landschaft, Schweiz) und ihr frühes Ende – Versuch einer historischen Interpretation. Burgen und Schlösser 4/2015, 224–231.
- Michael Nick, Die keltischen Münzen der Schweiz: Katalog und Auswertung. Inventar der Fundmünzen der Schweiz 12 (Bern 2015).
- Jürg Sedlmeier, Die letzten Wildbeuter der Eiszeit. Neue Forschungen zum Spätpaläolithikum im Kanton Basel-Landschaft. Schriften der Archäologie Baselland 51 (Basel 2015).
- Baselbieter Kulturgüter: www.kgportal.bl.ch

Die Macherinnen und Macher von KIM.bl haben schon 35 000 Baselbieter Kulturgüter in ihrem Webportal veröffentlicht.



Zeittabelle (v. Chr.)		Ereignisse	Funde, Fundstellen
Zeitenwende	Jüngere Eisenzeit (Latènezeit)	Rauriker (Kelten) erste stadtartige Siedlungen (Oppidum Basel-Gasfabrik) Caesar erobert Gallien, erste schriftliche Nachrichten Gründung der Colonia Augusta Raurica (-44, erste Funde -15)	Oppidum, Töpferei (Sissach-Fluh und Brüel) Flachgräber (Allschwil, Muttenz, Diepfingen ...) Siedlungsgruben (Gelterkinden, Therwil) Hortfunde (Münzschatz von Füllinsdorf)
200			
400	Ältere Eisenzeit (Hallstattzeit)	Werkzeuge und Schmuck aus Eisen «Fürstensitze», erste Luxusimporte aus dem Mittelmeerraum	Höhensiedlungen (Muttenz-Wartenberg, Sissach-Burgenrain) Grabhügelfelder (Muttenz-Hard, Pratteln)
600			
800	Bronzezeit	Herausbildung sozialer Schichten Buntmetall (Bronze) wird wichtiger Werkstoff befestigten Höhensiedlungen Metallhandel, Metallhorte Klimaverschlechterung, Aufgabe der Seeufersiedlungen (-800)	Höhensiedlungen (Pfeffingen-Schalberg, Muttenz ...) Siedlungen und Urnengräber (Birseck) Depotfunde (Aesch, Allschwil)
1000			
1500			
2000			
3000	Jungsteinzeit (Neolithikum)	Beginn Sesshaftigkeit, Ackerbauern, Viehzüchter erste Keramik, Objekte aus geschliffenem Stein Bau fester Häuser, im Mittelland erste Seeufersiedlungen	La Hogue-Keramik (Liestal-Hurlistrasse) Dolmengräber (Aesch, Laufen) Silixabbau (Lampenberg-Stälzler)
5500	Mittelsteinzeit (Mesolithikum)	Jäger und Sammler in Wald- und Buschlandschaften	Bestattung (Birmatten-Basisgrotte)
7000			
10'000	Altsteinzeit (Paläolithikum)	nomadisierende Jäger und Sammler Homo erectus, Neandertaler, moderner Mensch Werkzeuge aus Silix und Geröllen Eiszeiten wechseln mit Warmzeiten Gletscher und Tundra Beginn der Wiederbewaldung und Fundzunahme (ab -11'000)	Faustkeil (Pratteln) Chopping tool (Reinach-Mausacker) Freilandstation (Muttenz-Rütihard) Silixgewinnung (Roggenburg) bemalte Gerölle (Arlesheim)
50'000			
100'000			
150'000			
300'000			
600'000			

Funde, Fundstellen	Ereignisse	Zeittabelle (n. Chr.)	
<p>Gewerbeanlagen (Binningen-Hollee) militärische Anlagen (Belchen, Langenbruck, ...) Aussiedlerhöfe</p>	<p>Kantonstrennung (1832), Bundesstaat (1848) Aufhebung Flurzwang (-1829), Bevölkerungsexplosion Industrialisierung, Technisierung, Informationsgesellschaft</p>	Moderne	2000
<p>Zunahme des Steinbaus, Gewerbeanlagen, Kirchenumbauten Hochwachten (Frenkendorf-Fluh, Pratteln, Sissach-Fluh, ...) Verkehrswege (Langenbruck-Passstrasse) Schlösser (Birseck, Farnsburg, Homburg, Pfeffingen ...)</p>	<p>Reformation (ab 1520) Dreissigjähriger Krieg (1618-1648) Kolonialisierung in Amerika, Afrika und Asien</p>	Neuzeit	1800 1600
<p>Kleinstädte (Liestal, Laufen, Waldenburg) Burgen (Pratteln-Madeln, Arlesheim-Birseck, Farnsburg, Homburg, Sissach-Bischofstein, Zwingen-Ramstein ...)</p>	<p>Herausbildung der Eidgenossenschaft Erdbeben von Basel (1356) Gründung der Universität Basel (1460)</p>	Spätmittelalter	1400
<p>Dörfer (Lausen-Bettenach, Liestal-Rösern, Reinach, Aesch ...) Kirchen, Klöster (Aesch, Muttenz, Langenbruck-Schöntal ...) Burgen (Füllinsdorf-Altenberg, Wenslingen-Ödenburg, Eptingen-Riedfluh, Muttenz-Wartenberg ...)</p>	<p>Stadtgründungen (Liestal, Waldenburg, Laufen) Burgenbau, Rodungen, Basel erhält Stadtmauer (um 1100)</p>	Hochmittelalter	1200
<p>ländliche Siedlungen (Lausen-Bettenach, Pratteln, Reinach ...) Gräberfelder (Aesch, Reinach, Therwil, Eptingen ...) Kirchen (Oberwil, Lausen, Sissach, Buis, Bennwil, ...) frühe Burgen (Liestal-Burghalden, Sissach, Zunzgen-Büchel) Töpfereien (Oberwil, Therwil, Reinach)</p>	<p>Merowinger integrieren Region ins Frankenreich (534/537) intensivierte Christianisierung, Kirchen und Klöster entstehen Altsiedelland der Römerzeit wird wieder besiedelt Herausbildung der Feudalgesellschaft Königreich Hochburgund (888-1032)</p>	Frühmittelalter	1000 800 600
<p>Koloniestadt Augusta Raurica Gutshöfe (Liestal-Munzach, Muttenz, Pratteln, Hölstein ...) Wasserleitung (Lausen-Liestal-Füllinsdorf-Augst) Heiligtümer (Bubendorf-Fieleten, Frenkendorf-Fluh) spätromische Wachtürme (Birsfelden, Muttenz, Rheinfelden)</p>	<p>Romanisierung der Bevölkerung (Gallo-Römer) Handel und Verkehr blühen in zentralen Lagen entstehen grosse Gutshöfe dichte Besiedlung, Entvölkerung in Krisen des 3. und 4. Jh.</p>	Römerzeit	400 200 Zeitenwende

